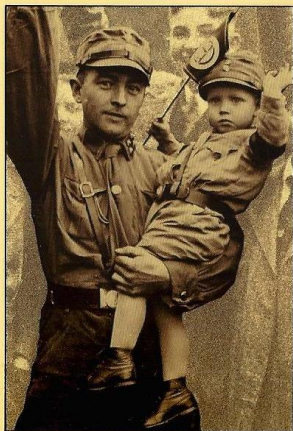


Peter Sichrovsky

Schuldig geboren

Kinder aus Nazifamilien

KiWi



Original-
ausgabe

Verlag
Kiepenheuer
& Witsch

Als Peter Sichrovsky vor zwei Jahren Gespräche führte mit Jüdinnen und Juden, nach dem Krieg geboren und in Deutschland lebend, stand am Ende der Schilderungen der »geerbten« Leiden die Frage nach den Tätern.

In seinem neuen Buch sind Sichrovskys Gesprächspartner Kinder und Enkel von Männern und Frauen, die sich dem Nationalsozialismus verschrieben haben. Die Karrieren reichen vom hingerichteten General bis zum »mitlaufenden« Bürgermeister einer Kleinstadt. Faszinierendes kommt zutage. Anders als bei den Kindern der Opfer wissen die Kinder der Täter oft sehr wenig und Ungenaues über das Leben ihrer Eltern bzw. Großeltern in dieser Zeit.

Ablehnung, Verständnis oder Bewunderung bauen sich meist auf Vermutungen oder zufälligen Entdeckungen auf. Wichtigste fehlende Erfahrung der Kinder ist die Weitergabe von Erlebnissen durch die Eltern selbst. Die Kinder haben ihre Eltern oft nur als Opfer erlebt – ausgebombt, vertrieben, geflüchtet, verhaftet oder verurteilt; hinter der biederen Familienfassade sind die einstigen Nazigrößen kaum vorstellbar. So wuchs in Deutschland und Österreich nach dem Krieg eine Generation auf, die die Geschichte der eigenen Eltern aus dem Geschichtsbuch erfuhr.

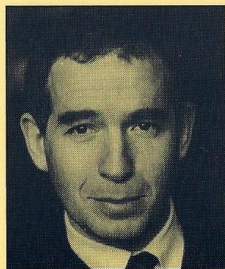


Foto: Vivien Reuter

DM 16,80 ISBN 3-462-01836-1

© 1987 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlag Hannes Jähn, Köln,
unter Verwendung eines Fotos aus dem
Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck

ISBN 3 462 01836 1

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort 13

ANNA, 39 Die Anständige 27

STEFANIE, 19 Die Stolze 40

RUDOLF, 36 Der Schuldige 50

JOHANNES, 38 Der Unschuldige 59

RAINER, 38, **und BRIGITTE**, 43 Die Zertrennlichen 69

SUSANNE, 42 Die Hoffnungsvolle 82

GERHARD, 41 Der Ratlose 95

SIBYLLE, 39 Die Ord nende 102

MONIKA, 40 Die Gläubige 113

Ein Telefonat 122

EGON, 26 Der Ewiggestrige 131

INGEBORG, 41 Die Versöhnliche 143

STEFAN, 29 Der Leidende 151

WERNER, 40 Der Vermittelnde 161

Der Autor 175

Die Wahrheit ist dem
Menschen zumutbar

Ingeborg Bachmann

Sabine Bode

Kriegsenkel

Die Erben der vergessenen Generation



...nächstes Buch auf diesem Blog...

Danksagung

Eine unvollständige Liste

Vielen Dank den Frauen und Männern, die den Mut haben, mit mir über ihr eigenes Schicksal und das ihrer Eltern zu sprechen, meinem Freund, dem Psychotherapeuten Rony Scheer für die fachliche Unterstützung und seiner Frau Ingeborg Scheer, dass sie sich für dieses Buch interviewen liess, meiner Frau Elena Richterlich, die dieses Buch sicher anders geschrieben hätte und Frau Erika Stegmann vom Verlag Kiepenheuer und Witsch, die mit Verständnis und Ungeduld mich unterstützte.

Wien, Küb

Januar 1987

Vorwort

Bei meinem letzten Buch über die jungen Juden in Deutschland und Österreich fiel es mir leicht, meine persönliche Betroffenheit als wichtigstes Motiv für das Schreiben dieses Buches anzuführen. Diesmal bin ich in einer anderen Situation. Diesmal schreibe ich über die ‚Anderen‘.

Trotzdem sind sie mir nicht fremd. Ich bin mit ihnen aufgewachsen, mit Kindern der Nazis. Sie gingen in den gleichen Kindergarten, sassen vielleicht neben mir in der Schule, wir spielten miteinander, und mit ihren Töchtern ging ich in die Discotheken. 1947 in Wien geboren als Sohn von zurückgekehrten jüdischen Emigranten, war ich umgeben von Gleichaltrigen, deren Eltern ein paar Jahre zuvor versuchten, meine umzubringen. Versuche ich es mathematisch zu fassen, so kann ich davon ausgehen, dass aufgrund der geringen Anzahl von Juden in Wien nach dem Krieg und der grossen Anzahl von Nazis in Wien vor und während des Krieges ich in meiner Kindheit und Jugend zum Grossteil von jungen Leuten umgeben war, deren Eltern überzeugte Nazis waren.

Aber wenn ich heute zurückdenke, war dies nie ein Thema. Über die Vergangenheit der Eltern wurde geschwiegen. Nicht bewusst von den Kindern, sondern sie schienen nicht weitergeben zu können, was sie nie erfahren hatten.

Diese ‚Anderen‘ waren keine Fremden, mir jedoch trotzdem fremd. Als ich vor all diesen Interviews sass, musste ich feststellen, dass ich mehr neben als mit ihnen lebte.

Von den Eltern der jüdischen Kinder, die mich umgaben, wusste ich, wo und wie sie überlebten. Die Schicksale der Eltern der ‚Anderen‘ waren mir völlig unbekannt. Ich kann mich an kein einziges Gespräch mit einem Mitschüler oder Studienkollegen erinnern, in dem er das Engagement seiner Eltern während der NS-Zeit erwähnte. Ich reagierte hier oft genau umgekehrt. Erzählte vom Schicksal meiner Eltern, vom Drama der Grosseltern, als wollte ich immer so schnell wie möglich weitergeben, dass ich eine andere Geschichte habe als die meisten hier Lebenden.

Einzige Ausnahme war ein Erlebnis mit einer deutschen Studentin in London. Wir wohnten damals zufällig in demselben Hotel und verliebten uns ineinander. Eines Abends, als wir zu der damals sehr aktuellen Musik der Beatles in einem Tanzlokal hin und her wackelten, fiel mir nichts Besseres ein, als ihr ins Ohr zu schreien – die Musik war so laut –, dass wir hier lustig tanzten, wo doch vielleicht unsere Väter aufeinander geschossen hatten. Da sie nicht verstand, wie das gemeint war, fügte ich hinzu, dass mein Vater 1938 von Wien nach London geflüchtet war und dann in der britischen Armee gekämpft hatte.

Die Fröhlichkeit und alles, was ich sonst noch vorhatte an diesem Abend, war dahin. Edda, so hiess die Freundin, setzte sich an den Tisch zurück und erzählte mir, dass ihr Vater bei der SS gewesen sei. Immer wieder stellte sie mir Fragen über das Schicksal meiner Eltern, aber sie konnte mir keine Auskunft über das ihres Vaters geben. Alles, was sie wusste, war, dass er bei der SS gewesen war. Nicht wo, in welchem Rang, noch was er getan hatte.

Die Beschäftigung mit den Nachkommen der Täter des Dritten Reiches war daher eine Recherche in einer mir bekannten Umgebung, unter, wie ich feststellen musste, mir doch ziemlich unbekanntem Frauen und Männern. Ich wusste wenig von ihren Sorgen, ihren Fantasien und Bela-

stungen, die sie durch die Geschichte ihrer Eltern mit sich herumschleppten.

Zu Beginn der Arbeit an dem Buch stellte sich mir die Frage: Wie sollte ich an die Kinder der Nazis herankommen? Es ergaben sich zwei Möglichkeiten. Die erste war, unter den Nachkommen der Prominenten zu suchen. Und die zweite war, einfach herumzufragen, wer jemanden kannte, der/die aus einer Familie stammte, die Nazis waren. Die erste Methode war leichter. Erreichte man den einen, so wusste der ein paar andere Adressen, und nach kurzer Zeit hatte ich mit etwa 25 Frauen und Männern gesprochen/telefoniert, deren Väter mehr oder weniger Symbolfiguren der NS-Zeit waren.

Viele von ihnen wollten sich keinem Gespräch stellen. Teils hatten sie sich eine neue Existenz aufgebaut, losgelöst von der Vergangenheit, oder befürchteten, den Vater kritisieren zu müssen, oder wollten einfach ihre Ruhe haben. Einige weigerten sich, mit mir zu sprechen, wie z.B. die Tochter von Göring, deren Interview ich dann einige Monate später in einer Illustrierten lesen konnte. Andere sprachen mit mir, ich nahm sie jedoch nicht ins Buch auf. Ich wollte von Anfang an eine Mischung aus Prominenten und sogenannten Mitläufern. Nur Kinder von bekannten Nazis hätten dem Buch einen Unterton der Mystifizierung gegeben, den ich nicht wollte. Das Dritte Reich bestand nicht nur aus einigen grossen Führern, im Gegenteil. Es waren die Hunderttausende braver und anständiger Beamte, Polizisten, Offiziere, Bürgermeister, Bahnangestellte, Lehrer usw., die diese Diktatur funktionieren liessen. Und die interessierten mich. Die Kinder von ihnen, wie sie aufwuchsen, was sie wussten, was sie fragten und wie sie mit dem, was sie wussten, lebten.

Bei den weniger bekannten Nazis war ich auf Hinweise von Freunden und Bekannten angewiesen. Daraus ergab sich eine Gruppe von Gesprächspartnern, die von sich aus ihre Eltern

als Nazis bezeichneten. Nicht die Täter selbst waren der Ausgangspunkt meiner Recherchen, sondern ihre Kinder. Daher waren nicht die Taten der Eltern ausschlaggebend, sondern die Meinung der Nachkommen, ob sie nun den Vater oder die Mutter als einen Nazi bezeichnen oder nicht. Mit den Eltern der Interviewpartner sprach ich nie. Wichtigstes Kriterium war die Einschätzung der Kinder, wie sie ihre Eltern sahen.

Es gibt in dem Buch keine Hierarchie des Grauens. Es ist nicht deshalb ein Schicksal besonders interessant, weil der Vater für hunderttausend Tote verantwortlich zu machen ist im Gegensatz zu einem kleinen Bürgermeister, der nur ein paar Sozialdemokraten einsperren liess.

Doch auch von ein paar weniger prominenten Nazis wusste ich von der Existenz ihrer Kinder und sprach diese an. Hier unterliefen mir einige entscheidende Fehler. Oft bekam ich Absagen, weil in der Fragestellung nach der Bereitschaft, mit mir zu sprechen, bereits eine Verurteilung des Vaters herauszuhören war. Mir harmlos erscheinende Sätze wie: «Ihr Vater war doch ein bekannter SS-Offizier» oder «Sie sind doch der Sohn des bekannten Nazis...» waren für viele Grund genug, das Interview abzulehnen.

Ich musste meine Fragestellungen ändern und sprach fortan von Vätern, die «... während der NS-Zeit aktiv waren...» oder die «... sich politisch engagierten...». Bei einigen ging ich so weit, dass ich ihnen anbot, vieles durch dieses Interview richtig zu stellen, was man dem Vater vorwarf.

Das nun entstandene Buch ist eine Mischung von Interviews mit Kindern von Prominenten und weniger Prominenten, mit Männern und Frauen, die ihre Eltern hassen oder immer noch verehren, die ihre Eltern für Mörder oder für Helden halten oder in ihnen einen Vater sehen, der sich durch nichts von anderen unterscheidet. Den Versuch, die Kinder der Nazis in Gruppen einzuteilen und sie nach ihrem Verhalten

zu beurteilen oder gar zu interpretieren, muss ich Fachleuten überlassen. Meine Zusammenstellung ist nicht repräsentativ. Sie ist eine willkürliche Mischung von Schicksalen aus dem heutigen Deutschland und Österreich. In den insgesamt 40 von mir geführten Interviews fand ich jede nur mögliche Reaktion auf das Verhalten der Eltern. Doch es gibt trotz aller Unterschiedlichkeiten auch gewisse Ähnlichkeiten.

Die vielleicht wichtigste Erkenntnis für mich war die Tatsache, dass die Nachkriegsgeneration ihre Eltern nie in der Rolle der Nazihelden erlebt hat. Der strahlende jugendliche Held in SS-Uniform, an Hitler und Endsieg glaubend, war auch für sie nur Geschichte. Sie kannten ihn von Bildern und aus Büchern. Kurz vor oder nach Kriegsende geboren, hatten sie ihre Eltern anders in Erinnerung. Oft auf der Flucht, ausgebombt, ohne Wohnung und Arbeit, von der alliierten Polizei gesucht, verhaftet und manchmal verurteilt, haben die Kinder sie als Opfer des Krieges in Erinnerung. Als Opfer eines verlorenen Krieges.

Eine Frau beschrieb mir ihren Vater, der ein hoher SS-Offizier gewesen war und eine entscheidende Funktion in einem Konzentrationslager hatte, als einen «... nervösen, zittrigen Mann, ständig in Angst lebend, dass die Polizei ihn holen würde. Wir lebten zu viert in einem Zimmer, der Vater hatte keine Arbeit, wagte sich nur nachts auf die Strasse. Sehen so machtgerige Unmenschen aus, die Millionen anderer auf dem Gewissen haben? Ich konnte mir meinen Vater nie als einen solchen vorstellen...» Die Kinder der Nazis erlebten ihre Eltern nie als Täter, höchstens innerhalb der eigenen Familie. Die Eltern fühlten sich als Opfer und wurden von ihren Kindern, als sie noch klein waren, in dieser Rolle akzeptiert.

Als jedoch die Kinder der Nazis ein Alter erreichten, in dem sie die wahre Rolle ihrer Eltern während des Krieges erfahren, wurden sie oft selbst zu Opfern – zu Opfern ihrer El-

tern. Viele der Interviewpartner präsentierten sich in dieser Rolle. Als Opfer einer Mentalität, die, wenn auch der Krieg verloren war, doch wenigstens im eigenen Heim eine faschistoide Denkweise fortsetzte. Der äussere Rahmen hatte sich geändert, Deutschland und Österreich waren längst demokratische Staaten, doch das nationalsozialistische Gedankengut sass tief verwurzelt in den Köpfen der Täter und Mittäter, so dass die Generation nach dem Krieg mit einer demokratischen Umgebung einerseits und mit einer faschistoiden Familienstruktur andererseits konfrontiert wurde.

Als Beispiel neben den vielen Gesprächen im Buch möchte ich den folgenden Brief abdrucken, den in den 60er Jahren ein junger Musiker in Linz von seinem Vater erhielt, nachdem er ihm erzählt hatte, dass er sich in eine Jüdin verliebt habe.

Linz, Dienstag, 6.4.1965

Mein lieber Herwig!

Wenn ich Dir heute noch schreibe, dann hat das seinen guten Grund. Am Freitag fährt Ina wieder nach Frankfurt zurück. Dann beginnen für Dich Tage, die gar nicht so leicht sein werden. Vielleicht kann es für Dich beruhigend sein, zu wissen, dass Deine Probleme auch meine sind und dass ich nicht nur mit Herz, sondern auch mit klarem Verstand Deine Situation abschätze, nicht nur die augenblickliche Situation, sondern auch jede andere, die eintreten könnte. Ich lege Dir dringend nahe, vorerst in netter, aber unverbindlicher Form Dich zu verabschieden, jedoch mit dem Hinweis, dass ja eine weitere schriftliche Verständigung erfolgen wird. Alle Unklarheiten, Probleme, Vereinbarungen usw. zögere hinaus für später. Alles offenlassen. Diesen Rat gebe ich Dir aus taktischen Überlegungen heraus. Nun zur eigentlichen Sache selbst, bei der es kein Herumreden zwischen uns beiden gibt.

Viel hat sich gerade im Zusammenhang zwischen Ina und Dir,

aber auch in Bezug zu uns zugetragen. Viel gäbe es festzustellen, zu kritisieren, zu raten, zu überlegen, zu vergleichen usw. Mama und ich sind einer Meinung, wenn wir behaupten, dass so manches bestehende Manko bei Ina mit der Zeit vielleicht zu überbrücken, auszugleichen wäre. Wir sind uns auch bewusst, dass Du so manchen Fehler gemacht hast. All das gäbe Anlass, zu debattieren und zu raten. Seit ganz kurzer Zeit aber ist das Problem über Inas Abstammung als katastrophale Belastung dazugekommen. Ich sehe heute sehr vieles mit ganz anderen Augen. Dieses Problem ist von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus ins Auge zu fassen. Erstens der persönliche: Sehr bedauernswert, verständlich; Ina kann dafür aber schon gar nichts. Man muss im Zusammenhang mit Ina dieses Problem so lange sehr taktvoll, am besten vorläufig ganz übersehen, solange sie selbst niemanden zu einer anderen Einstellung und zu anderem Verhalten zwingt. Aus persönlich mitfühlendem Verständnis heraus habe ich auch sofort zugesagt, Ina dzt. noch freundlich zu empfangen und zu behandeln. Ich möchte Ina am Freitag auch mit zur Bahn bringen. Ich bin zurzeit, wenn ich dienstlich abkömmlich bin, bei Euch, um Euch abzuholen. Und dann führe ich sie persönlich zur Bahn. Daraus erkennst Du meine Einstellung nach der sachlichen Richtung hin. Um diese Einstellung klar und unmissverständlich zu formulieren: Deine Entscheidung bleibt nach wie vor völlig frei. Meine ebenso und sie lautet: Meine Türe bleibt ab dem Abreisetag Inas für sie endgültig zu.

Diese trockene Mitteilung klingt sehr hart. Sie hat aber zwei Begründungen. Die erste Begründung fusst auf der Tatsache, dass ich meine Lebensgrundeinstellung unter keinen Umständen ändern werde. Die zweite Begründung kommt von Dir selbst: Ich weiss, dass Du auf die Dauer einer unweigerlichen, psychologisch zermürenden Belastung nicht gewachsen wärest, selbst bei besten Vorsätzen nicht. Deine ganze Umwelt

würde Dir vielleicht nur zum Teil mit Vorbehalt und Reserve begegnen, vielleicht würdest Du aber auch dort diese Reserve sehen, wo sie eventuell gar nicht vorhanden wäre. Es ist meine unbedingte Pflicht als Dein Vater, Dich auf die Folgen aufmerksam zu machen und Dir klipp und klar zu sagen, was Du von mir zu erwarten bzw. nie zu erwarten hättest, falls Du einen Judenstämmling in meine, unsere Sippe bringst. Ich muss Dir das sagen, so hart es auch klingt und eigentlich auch ist.

Ich lasse Dir Zeit und rate Dir auch sehr, Dir Zeit zu lassen, bevor Du Dich entscheidest. Entschliesst Du Dich aber, diese Lebensepisode als abgeschlossen und endgültig abgetan zu betrachten, dann sag mir das. Ich mache aus gutem Grund jetzt schon darauf aufmerksam, dass – es muss nicht unbedingt sein, ich hoffe sogar, dass es ausbleibt – die Möglichkeit einer rechtlichen Ausweitung besteht. Ich bitte Dich daher, Dich jetzt überhaupt in keiner Weise irgendwie zu exponieren. Wenn dann die ersten Briefe geschrieben werden, lass mich das wissen, bevor Du aus Unüberlegtheit oder Unkenntnis der Sachlage irgend etwas zu Papier bringst, das Dir sehr schaden könnte. Du bist ja aber zum Wochenende hier, und wir werden darüber uns noch besprechen können. Sei nun sehr nett, sei nicht stoff zu Ina, sie ist auch in keiner erfreulichen Situation. Aber sei ja vorsichtig. Nimm das Wort Heirat jetzt ja nicht in den Mund. Im Ernstfall hättest Du es mit einer Macht zu tun, der Du allein mit privaten Ansichten oder Meinungen absolut und restlos erliegen müsstest und würdest.

Verstehe daher meine Sorge, es ist die Sorge eines Vaters um seinen Sohn.

Viele Ib. Grüsse und Küsse

Dein Päpa

Deine Einstellung zu Deiner Umgebung: Dein BESUCH fährt nun wieder fort, um weiter zu studieren. Sonst aber zu keinem Menschen auch nur ein Wörtchen verlauten lassen!!

Als der Mann seine ehemalige Freundin viele Jahre später bei einem Konzert traf und ihr von dem Konflikt mit seinen Eltern berichtete, sagte sie ihm, dass sie keine Jüdin sei und er sie damals falsch verstanden haben müsse. Dieses ‚Missverständnis‘ war jedoch das eigentliche auslösende Moment für den Sohn, sich von seinen Eltern zu trennen. Heute arbeitet er als Musiker hauptsächlich in Gruppen, die traditionelle jüdische Musik spielen.

Aus dieser Situation heraus, Opfer der eigenen Eltern zu sein, entwickelten sich die verschiedensten Schicksale. Eine sehr häufige ist die, sich selbst als einen Leidenden darzustellen. So sagte mir ein 29-jähriger Student, Sohn eines Mitglieds einer KZ-Wachmannschaft, dass er der Jude in der Familie sei. Der Versuch, sich anzulehnen an die Opfer des Nationalsozialismus, in sich eine mögliche Verfolgungsursache zu entdecken, die einen damals auf die Seite der Verfolgten gestellt hätte, ist eine sehr häufig zu beobachtende Reaktion auf die Handlungen der Eltern.

Oft kommt es dabei noch zu einer Verstärkung dieser Gefühle, wenn sich Nachkommen von Nazis untereinander über ihr Schicksal unterhalten. Auf meine Frage, ob es denn ein Unterschied sei, mit mir oder mit jemandem aus einer ähnlichen Familie zu sprechen, antwortete eine 40-jährige Psychologin, ich würde ihr die Opferrolle verweigern. Wenn sie mit ihrer Freundin über dieses Thema spreche, seien sie beide die Leidenden. Bei dem Gespräch mit mir werde sie auch an ihren möglichen Täteranteil erinnert.

Eine andere sehr typische Reaktion war das In-Schutz-Nehmen des Vaters. Selbst wenn die Beweise noch so eindeutig waren, reagierten etliche der Gesprächspartner mit dem sehr vehement vorgetragenen Hinweis, dass sie nicht bereit seien, ihren eigenen Vater zu beschimpfen. Einige versuchten, die Taten der Eltern zu relativieren, der Vater sei ja nur ein kleiner Fisch gewesen oder in einem Frontabschnitt, wo es keine KZs

gab. Andere beschreiben ihre Eltern als ganz normalen Vater und ganz normale Mutter, die sich so verhalten hätten wie alle anderen anständigen Eltern, sie nie geschlagen hätten, und es deshalb auch keinen Grund gäbe, sich von ihnen zu lösen und sie zu verurteilen. Für sie sei es entscheidend, wie sie ihre Eltern erlebt, und nicht, was diese früher getan hätten.

In all diesen Gesprächen wussten die Interviewpartner von mir, dass ich Jude bin. Schon zu Beginn erwähnte ich diesen Umstand, es gab jedoch keine einzige Situation, in der ich das Gefühl hatte, dass aus diesem Umstand heraus, ein Gesprächspartner mit mir nicht reden wollte. Während der Interviews jedoch wurde ich ein paarmal darauf angesprochen. Meist versuchte man, mir zu erklären, dass ich aufgrund meines Verhältnisses zu meinen Eltern, das anders sein musste, nicht verstehen könne, was es bedeute, mit Nazi-Eltern aufzuwachsen. Manchmal wurden daraus nahezu aggressive Angriffe und Vorwürfe, dass ich es in meiner Situation trotz der schweren Schicksalsschläge in meiner Familie leichter hätte als der Sohn oder die Tochter eines Mörders. Dem ich auch zustimmen musste. Der entscheidende Unterschied zwischen den Kindern der Opfer und den Kindern der Täter ist, dass jenen die Angst und die Ungewissheit fehlen, was denn die Eltern während des Krieges getan haben könnten.

Neben meiner Arbeit interessierte mich auch die wissenschaftliche Untersuchung dieses Phänomens. Die junge Münchner Ärztin Annette Hahn machte sich auf den Weg durch die Institutionen und Bibliotheken, um die psychologische und psychiatrische Literatur in Deutschland zu diesem Thema zu sammeln. Ihre Reise endete nach wenigen Tagen. Über die psychischen Folgen bei Kindern von Nazis gibt es in der Bundesrepublik etwa zwischen 10 und 20 Arbeiten. Der Psychologisierungboom der 60er und 70er Jahre, der nahezu alle Lebensbereiche erfasste, bescherte uns Zehntausende

von Fachleuten, die als Helfer versuchten, die Bundesdeutschen glücklich und zufrieden zu machen – und die die eigene Geschichte verdrängten. Von der kollektiven Barbarei zur kollektiven Verdrängung. Die Antwort eines Universitätsprofessors auf die Frage, warum man sich in Deutschland so wenig mit den Folgen der Täter bei ihren Kindern beschäftigt: Das ist ein unbeliebtes Thema. Nun muss es sie aber als Patienten geben. Bei den Tausenden, die einen Psychologen oder Psychiater aufsuchten, muss doch das Phänomen, als ein Kind von überzeugten Nazis aufgewachsen zu sein, häufig als Ursache der psychischen Störung erkennbar gewesen sein. Wie gingen die ‚Helfer‘ an dieses Thema heran? Was machten sie mit diesen Patienten? Wie konnten sie ihnen helfen, wenn sie in ihrer Ausbildung und ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit dieses Thema ausklammerten?

Aber die Sache ist bereits gelaufen. Heute studieren bereits die Enkel der Täter auf den Universitäten, und ihre Eltern hatten die Chance versäumt, aus der Geschichte der Täter zu lernen. Das Schweigen der Täter kann zu einer Art Zeitbombe werden. Die Nicht-Verarbeitung bei einer Generation, die im ständigen Realitätswechsel zwischen äusserer neuer Demokratie und innerem alten Faschismusideal in der Familie lebte, führte nicht zu einer neuen Identität, bei der Vergangenes nicht mehr vorstellbar wäre. Nahezu alle Interviewten waren davon überzeugt, dass sich die Ereignisse der NS-Zeit wiederholen könnten. Unabhängig davon, wie sie auf die Taten der Eltern reagierten. Das Misstrauen, das Erkennen der Spuren der Vergangenheit in den Menschen heute und auch die Angst vor einer Wiederholung macht all die Kinder der Täter nicht zu besonders optimistischen Bürgern.

Was die Eltern versäumten, konnten die Kinder nicht nachholen. Die notwendige positive Identifikation mit den Eltern ist weitgehend gestört, unter der Kälte und dem Schweigen

der Generation der Täter litten ihre Kinder, und ein Sichherauslösen aus dieser Vergangenheit war oft nur unter grössten Anstrengungen möglich. Die viel diskutierte ‚Unfähigkeit zu trauern‘ – nicht einmal um ihren vielgeliebten Führer trauerten sie – war Ausdruck einer Stimmung, wie sie in den Familien nach dem Krieg herrschte. Wenn die Kinder der Täter von ihren Eltern in den meisten Fällen als ‚Opfern‘ des Krieges sprechen, so entspricht das den realen Erlebnissen. Aus den grossen Helden, den Herren- und Übermenschlichen wurden nicht selten kleine Figuren, die sich vom Unglück verfolgt fühlten und sich selbst nie als Verursacher all des Unheils sahen. Persönliche Schuld, Betroffenheit oder gar Scham der Eltern kam in den Interviews so gut wie nie vor. Die Generation der Täter war gegenüber den eigenen Kindern unehrlich, stumm und verlogen. «Wenn meine Mutter nur ein einziges Mal gesagt hätte, sie sei damals dabeigewesen, es sei ein schrecklicher Fehler gewesen, und sie hoffe, dass ich als ihre Tochter daraus lernen werde», sagt eine Frau in einem Interview. «Ich hätte mich mir ihr versöhnen können, auch wenn sie eine KZ-Wächterin gewesen wäre.»

Aber es ist nicht nur das Schweigen der Eltern, was die eigene Geschichte betrifft. In vielen Fällen wurden die Kinder mit einer hartnäckigen Fortsetzung faschistischer Gesinnung in der Familie konfrontiert. Sich als Opfer der eigenen Nazi-Eltern zu sehen entspricht daher sehr oft den realen Erlebnissen.

In vielen Fällen haben die Kinder der Täter die Leidensrolle der Eltern übernommen. Vor allem bei gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen werden Konflikte mit staatlichen Autoritäten oder dem politischen Gegner sehr schnell symbolhaft in die Nazizeit versetzt. Ob für die einen die Grünen mit den Nazis vergleichbar sind oder für die anderen die Polizei wie die Gestapo vorgeht; man versucht, die Situation dadurch zu dramatisieren, dass man den Gegner mit

den Nationalsozialisten und sich selbst mit den Opfern vergleicht.

Die Täter haben hier vor allem als Zeugen der Zeit versagt. Aus den hässlichen wurden meist jammernde Deutsche, die nicht verstehen können, dass sie nach so vielen Jahren immer noch als die Verantwortlichen für die Grauen der Nazi-Zeit angesehen werden. Bei soviel Bösem auf der Welt, ob für die einen die Russen und die anderen die Amerikaner, sei es doch an der Zeit, das Vergangene ruhen zu lassen.

Heute wird in der Bundesrepublik häufiger darüber diskutiert, ob es mit Auschwitz vergleichbare historische Tragödien gibt, als darüber, wie es in einem christlich-zivilisierten Land wie Deutschland dazu kommen konnte. Politiker sprechen offen davon, dass sie sich als junge Offiziere 1945 nicht als Befreite, sondern als Besiegte fühlten, und über Mahnmale wird diskutiert, die alle Toten des Dritten Reiches als Opfer des Krieges ehren sollen; gleichgültig, ob sie nun Mörder oder Ermordete waren.

Diese Identität des schuldlos Besiegten sollte nun Voraussetzung für eine neue demokratische Gesinnung sein. Sie haben es den ‚neuen‘ Deutschen nicht leichtgemacht, diese ‚alten‘. Sie kehrten unter den Teppich, bis man über den Haufen Dreck stolpern musste. In diesem Buch kommt eine Generation zu Wort, die immer wieder stolperte. Über die Vergangenheit der Eltern, über die Feigheit, darüber zu sprechen, und die Unfähigkeit, eigene Schuld einzugestehen. Ob aus diesem Stolpern jemals ein sicherer Gang werden kann, bleibt abzuwarten.

ANNA, 39

Die Anständige

Mein Leben könnte ich mit ein paar Sätzen beschreiben. Geboren 1947 in München. Aufgewachsen in München. Zur Schule gegangen in München. Ausbildung zur Krankenschwester. Mit 28 geheiratet. Heute zu Hause. Mutter von zwei Kindern. Mein Mann arbeitet in einer Bank. Er kümmert sich um uns. Ich um den Haushalt. Es geht uns gut.

Alles andere ist nicht so leicht zu erzählen. Zusammenfassen könnte man es etwa so. Mit dreizehn erfuhr ich, dass mein Vater im Gegensatz zu den Erzählungen meiner Mutter während des Krieges nicht an der Front, sondern in einem Konzentrationslager gearbeitet hatte. Dass meine Mutter nicht, wie sie immer erzählte, zu Hause gesessen und auf Nachricht von dem gegen unsere Feinde kämpfenden Ehemann gewartet hat. Mein Vater kam jeden Abend nach Hause. Wie aus dem Büro. Setzte sich an den Tisch und ass seine Suppe, die die Mutter dem hart und schwer arbeitenden Mann zubereitet hatte. Er tat seine Arbeit, sie tat die ihre.

Als ich zwölf Jahre alt war, ich weiss es noch ganz genau, es war 1959, kam ein Brief zu uns nach Hause, der alles, aber auch wirklich alles veränderte. Aber auch wieder alles beim alten belies. Ich weiss, das klingt widersprüchlich, aber das war es auch. So wichtig und auch schwerwiegend diese Erlebnisse waren, so wenig hat sich im Grunde genommen danach verändert.

Mein Vater wurde damals angezeigt. Von ehemaligen Häft-

lingen. Sie können sich nicht vorstellen, wie das damals in unserer Familie war. Sie mit ihrer Vergangenheit werden sich das nie vorstellen können. Mein Vater war damals bei der Polizei. Schon kurz nach dem Krieg bekam er diese Stelle. Er hatte seine Arbeit, es ging uns ganz gut, und wir waren eine stinknormale Familie. Vielleicht waren wir sogar glücklich, ich weiss es nicht. Zumindest kann ich mich nicht erinnern, ein besonders unglückliches Kind gewesen zu sein. Aber Faschismus? Nazizeit? Judenverfolgung? Der ganze Kram war kein Thema bei uns zu Hause.

«Der Vater hat an der Front gekämpft wie alle anderen Männer auch» waren immer die Worte meiner Mutter. Und ich solle ihn nicht danach fragen, weil ihn das zu sehr aufregen würde. Und ich fragte auch nichts. Warum sollte ich auch? Krieg? Das war lange vor meiner Zeit. Es gab zwar noch die zerstörten Häuser überall in der Stadt, aber alles andere waren Erzählungen, Erlebnisse anderer, nicht meine.

Doch dann dieser Brief. Ich kann mich nicht erinnern, war er von einer Behörde, von einem Anwalt, ich hab' keine Ahnung. Ich hab' ihn auch nie gelesen. Eines Abends, es war ein paar Tage nach diesem Brief, war mein Vater nicht zu Hause. Ich sass mit meiner Mutter in der Küche, und wir assen unser Abendbrot. Ich spürte, dass etwas in der Luft lag. Seit Tagen wurde kaum noch mit mir gesprochen. Vater und Mutter machten ernste Gesichter, Mutter hatte sogar oft Tränen in den Augen. Heute noch wundere ich mich über mich selbst, dass ich nicht eine Frage stellte. Ich sah alles, hörte alles, machte mir keine Gedanken, lebte mein kleines Leben als Schulmädchen und dachte mir, Mutter wird mir schon erzählen, wenn es mich angeht. Natürlich hatte ich kapiert, dass etwas geschehen war. Vater telefonierte ständig, ging nicht mehr zur Arbeit. Jeden Abend kamen Männer mit wichtigen Mappen unterm Arm. Doch das einzige, was mich damals aufregte, war der Umstand, dass diese Männer immer im

Wohnzimmer ihre Besprechungen abhielten, wodurch es für mich nicht mehr möglich war, fernzusehen.

Nun sass ich also mit Mutter in der Küche und löffelte lustlos meine Suppe. Als sie endlich ihren Kopf hob, mich ansah und sagte: «Anna, du bist jetzt erwachsen genug, ich muss mit dir reden.» Ich legte meinen Löffel weg, sah sie an, hörte ihr zu und verstand kein Wort. Fast lächerlich kam sie mir damals vor, und auch heute noch hab' ich diese Situation eher kurios in Erinnerung. Meine Mutter war zum ersten Mal richtig unsicher mir gegenüber. Es war ein aufgeregtes, hysterisches Gestammel. Ein von Schluchzen unterbrochenes Durcheinandergerede, das immer wieder in dem Satz endete: «Wann immer dich jemand über Vater fragt, du weisst von nichts. Und wenn sie dich fragen, was deine Eltern über den Krieg erzählt haben, dann sagst du nichts. Hast du mich verstanden? Ganz egal, wer immer dich fragt, nichts weisst du!» Dann versuchte sie, mir etwas zu erklären, sprach von Irrtümern, von Verleumdungen, von bösen Menschen, die uns unseren Vater wegnehmen wollen. Ich verstand überhaupt nichts. Und da ich nicht gewohnt war, Fragen zu stellen und schon gar nicht etwas in Frage zu stellen, gab ich mich zufrieden mit der Aufforderung, nichts zu sagen. Was hätte ich schon sagen können?

Meine Mutter hatte damals unheimliche Angst. So seh' ich das zumindest heute. Angst sogar vor mir, vor der Polizei, vor dem Prozess, vor den Nachbarn und wahrscheinlich auch vor den Überlebenden.

Unser Leben wurde damals immer unruhiger. Jeden Abend waren ein paar Männer da. Sie sassen zusammen mit Vater, Mutter sass meist weinend in der Küche und brachte ab und zu Bier oder Kaffee. Mein Vater war nicht mehr ansprechbar für mich. Er ging nicht mehr zur Arbeit, war den ganzen Tag zu Hause, redete kaum noch. Ich ging ihm aus dem Weg, mied den Kontakt zu ihm und – so komisch dies auch klingen mag –

begann, ganz langsam mich ein wenig von den Eltern zu lösen.

Ein ganzes Jahr ging das so. Dann geschah das nächste dramatische Ereignis. Ich war inzwischen dreizehn und ein klein wenig erwachsen. Bei oft lächerlichen Dingen, die mir jedoch damals als sehr wichtig erschienen, begann ich, Widerstand zu leisten. Und wenn ich mich nur weigerte, das anzuziehen, was mir meine Mutter vorbereitete, oder manchmal am Nachmittag mit einer Freundin noch spazierenging. Alles Dinge, die meinen Kindern heute selbstverständlich sind.

Eines Nachmittags, es war kurz vor den Sommerferien, meine Eltern waren seit Tagen noch nervöser als sonst, läutete das Telefon. Meine Mutter sass ganz in der Nähe und schien auf den Anruf gewartet zu haben. Sie nahm den Hörer ab und ausser einem «Ja, ja», immer lauter werdend, sagte sie nichts. Dann legte sie auf, hatte Tränen in den Augen, ging auf mich zu, umarmte mich und sagte: «Jetzt ist alles wieder gut. Sie konnten deinem Vater nicht weh tun. Alles ist jetzt wieder gut.» Nun kam diese Frage von mir. Die erste wirkliche Frage in meinem Leben an meine Mutter. Lachen Sie mich aus, wundern Sie sich, halten Sie mich meinetwegen für ein beschränktes, unterentwickeltes, spät gereiftes Kind, aber ich fragte damals zum ersten Mal: «Mutter, was ist wieder gut?» Und meine Mutter antwortete: «Dein Vater ist freigesprochen worden, er ist unschuldig. Er war immer unschuldig.»

Und als hätte dieser Anruf und die Reaktion meiner Mutter mich in ein neues Lebensalter gestossen, fragte ich nervös und gereizt, wieso er denn freigesprochen worden sei, was er denn angestellt habe, wer ihn denn verklagt habe, warum man ihn denn verklagt habe? Nicht enden wollten meine Fragen.

Ich brauch nicht zu erzählen, dass nichts von meiner Mutter kam. Sie redete herum, Wörter fielen, die ich kannte: Unverschämtheit, Verleugnung, Behördenterror und – erschrecken Sie nicht – die Juden. Aber zum ersten Mal fiel dieses Wort.

Nie zuvor hatten meine Eltern über Juden gesprochen, dieses Wort schien nicht zu existieren.

Von diesem Zeitpunkt an war es aus mit meiner Naivität und kindlicher Blödheit. In mir wuchs das Misstrauen. Ich hatte zum ersten Mal den Verdacht, dass man mir etwas vorenthielt.

Vater kam eine Stunde später nach Hause und war bereits leicht angetrunken. Mit ihm kamen etliche Männer und Frauen mit roten Gesichtern, laut lachend, und jeder umarmte mich, küsste mich. Mir ekelte vor ihnen. Dann wurde Bier geholt in ganzen Fässern. Sie feierten seinen Freispruch. Das ist so schrecklich, wenn ich heute daran denke. Ich fühle mich nicht imstande, ihn zu beurteilen oder gar zu verurteilen. Ich will hier nicht darüber sprechen, was er während des Krieges getan hat; vielleicht hat man ihm gedroht, vielleicht unter Druck gesetzt. Wer weiss, was ich getan hätte damals. Aber später, warum feiern. Warum sich gebärden, als wenn die lokale Fussballmannschaft gewonnen hätte? Ohne Übertreibung war dies der schlimmste Abend meines Lebens. Und noch schlimmer sind meine Erinnerungen heute, nachdem ich weiss, warum mein Vater angeklagt war.

Nach ein paar Tagen begann wieder der Alltag. Mein Vater ging wieder in den Dienst. Meine Mutter machte sauber, kochte und ging einkaufen. Und ich ging weiter in die Schule. Aber in mir entstand eine unendliche Lust, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Aus meinen Eltern war nichts rauszubekommen. Und die Bemerkungen und Hinweise, oft zynische, kurz hingeworfene Sätze von Nachbarn, Mitschülern und auch Lehrern, verstand ich einfach nicht – dass mein Vater jedoch ein ganz normaler Soldat im Krieg gewesen war wie alle anderen, war so selbstverständlich wie unverrückbar. Zwei Wochen später wusste ich es besser.

Das sagt sich heute so leicht. Und klingt auch so pathetisch. Wie oft hab' ich mit meinem Mann schon darüber gesprochen.

Aber was ist denn das wichtigste Ereignis im Leben eines Menschen? Also meines war sicher nicht die Entdeckung, dass mein Vater Leiter einer Wachmannschaft in einem KZ und des Mordes angeklagt worden war. Eines Tages wusste ich es, na und? Glauben Sie, dass sich dadurch etwas ändert? Sollte ich von zu Hause weglaufen? Oder eine private Anklageschrift verfassen gegen eine Mutter und einen Vater, die ihre Tochter jahrelang angelogen hatten? Sie haben mir zu Essen gegeben, mich im Winter warm gekleidet und zu Weihnachten gab's einen Baum und Geschenke. Mach' ich mehr für meine Kinder? Der Vater ein Mörder, wie das klingt. Mein Leben verlief nicht so aufregend wie ein Roman von Dostojewski. Dazu war ich mit den falschen Helden zusammen.

Wir hatten damals einen Lehrer in der Schule, der war schon älter, aber immer freundlich und nett. Ganz egal, was wir Kinder in der Unterrichtsstunde machten, er blieb immer ruhig. Wir nahmen ihn nicht sehr ernst. Aber einmal nach der Stunde nahm er mich am Arm, die anderen Kinder hatten schon fast alle den Klassenraum verlassen, und sagte leise: «Anna, wenn du mal nicht weiter weisst, vor allem wegen der Sache mit deinem Vater, komm ruhig zu mir. Ich kann ja versuchen, dir zu helfen.»

Das hatte noch nie einer zu mir gesagt. Ein paar Tage später war ich schon bei ihm. Er hatte mich zu sich nach Hause eingeladen. Sicherlich, das war ungewöhnlich. Warum er es tat? Ich weiss es nicht. Ich hab' ihn nie danach gefragt. Ich ging dann den nächsten, den übernächsten, den überübernächsten Nachmittag zu ihm. Ich kenn' ihn übrigens heute noch. Er ist fast achtzig. Wir reden nie über meinen Vater. Er ist so eine Art Grossvater- und wahrscheinlich auch Vaterersatz. Er ist so ein einfacher klarer Mensch. Jeder Satz stimmt, jedes Wort glaub' ich ihm, und seine Ratschläge nehm' ich an wie von einem Arzt.

Was er mir damals erzählte? Was soll er schon erzählt haben? Wer kann sich ein dreizehnjähriges Mädchen vorstellen, blöd genug, von den Schrecken der KZs nie etwas gehört, und naiv genug, den Eltern immer geglaubt zu haben. Zuerst kam der erste Schock, als ich erfuhr, was geschehen war. Dann kam der zweite, als ich erfuhr, dass mein Vater daran beteiligt war. Natürlich wusste ich, dass es Konzentrationslager gegeben hatte und dass sechs Millionen Juden ermordet worden waren. Es gab ja den Schulunterricht. Aber ich wusste auch von der Schule, dass Rotkäppchen vom Wolf gefressen und Suppenkasper verhungert war, weil er seine Suppe nicht gegessen hatte. Und da waren die Kreuzzüge und später, als ich älter war, die Französische Revolution. Und als ich noch älter war, der Zweite Weltkrieg und die Gaskammern. Aber wer um Gottes willen hat uns je gesagt, dass es die eigenen Eltern waren? Dass während der Französischen Revolution Tausende hingerichtet wurden? Ja, ich kann mich erinnern, wie eindrucksvoll unser Geschichtslehrer die Untaten von Robespierre geschildert hat. Aber dass der Bäcker nebenan, der Englischlehrer vielleicht oder der nette Polizist, der immer die Autos anhielt, wenn ich zur Schule ging, der Mann am Passamt beteiligt waren an den Morden während des Krieges. Und dann noch der eigene Vater!

Der Geschichtsunterricht und auch die anderen Schilderungen waren Märchen aus vergangenen Zeiten. Wir waren doch nette, fröhliche Kinder. Immer saubere Röcke und Schleifen im Haar. Mein Vater trug mich sonntags auf seinen Schultern durch den Wald. Wir spielten zu dritt Ball, einer war immer in der Mitte, wir nannten es ‚Fang den Ball‘. Liess der, der in der Mitte stand, den Ball fallen, durfte ein anderer hinein. Ein lächerliches, harmloses Leben. Bieder und anständig bis zum Geht-nicht-mehr.

Da gabs keine Toten, keinen Krieg, keine Drohungen. Es gab keine Trauer. Das ist es. Es gab keine Trauer in meiner Fami-

lie. Niemand war gefallen im Krieg. Die Brüder meines Vater überlebten, die Grossväter waren zu alt für den Militärdienst. Auch durch die Bombardierung war niemand umgekommen. Aber vielleicht war das nicht der Grund.

Und dann diese Nachmittage mit Horst. So nenn' ich meinen ehemaligen Lehrer heute. Er war selbst in einem Lager gewesen, als Kommunist. Er war nicht einer der grossen Tiere, und man liess ihn auch die längste Zeit in Ruhe. Aber im letzten Jahr, nur wenige Monate vor Ende des Krieges, mussten sie ihn noch holen. Zum letzten Aufgebot noch die letzten Gefangenen, damit der Endsieg nicht gefährdet war. Horst hat nicht viel über seine eigenen Erlebnisse erzählt. Ich glaub', es ging ihm mehr um die Taten der anderen, z.B. solche wie mein Vater. Ich will hier gar nicht im Detail aufzählen, was er mir damals alles erzählte. Das wichtigste, was ich von ihm gelernt hatte, war, dass die Grausamkeiten in Deutschland nicht irgendwann in grauer Vorzeit, sondern knapp bevor ich geboren wurde, passierten. Dass zweitens die Generation, die das alles verursacht, veranlasst und damit auch verbrochen hat, nicht nur lebt, sondern auch in meiner Umgebung lebt. Und dass drittens einer der aktiv an den Verbrechen Beteiligten mein eigener Vater war.

Horst redete immer von der Verpflichtung, mich über die Vergangenheit aufzuklären. Da war er sogar meinem Vater ähnlich, dessen Lieblingswort ebenfalls immer die ‚Pflicht‘ war.

Aber wenn Sie jetzt erwarten, dass es zu dem grossen Krach in meiner Familie kam, so muss ich Sie enttäuschen. Wenn ich heute an die Zeit zurückdenke, so ist eigentlich nicht viel geschehen. Irgendwie war da nichts da, was hätte zerstört werden können. Natürlich kam es zu der entscheidenden Aussprache. Ich konfrontierte meinen Vater mit der Frage – die alle Kinder ihren Vätern und Müttern stellen sollten – «Vater, was hast du im Krieg getan?» Aber bevor mein Vater noch

antworten konnte, fuhr meine Mutter dazwischen, zornig, fast schreiend, ich solle den Vater in Ruhe lassen, er habe genug im Krieg durchgemacht und sei nun froh, nicht mehr darüber sprechen zu müssen. Und als ich nachhakte, wir hätten da in der Schule von Lagern gelernt, von Judenvergasungen und der Erschiessung von Frauen und Kindern, ob denn damit der Vater etwas zu tun gehabt hätte, ob er am Ende dabei gewesen sei und bei diesen Wahnsinnstaten mitgemacht habe, da brüllten dann beide. Standen vor mir mit grossen roten Augen, einer lauter als der andere, sprachen von der eigenen Tochter, die die Eltern verleumde, den Schulen, die die Kinder gegen Vater und Mutter aufhetzen, und dass dies alles nun der Dank sei für Opfer und Leid, die schrecklichen Zeiten, die sie durchgemacht hätten, all die Fürsorge, die sie mir entgegengebracht haben. Und so ging es weiter. Was soll ich noch aufzählen? Aber ich gab immer noch nicht nach. Ich stellte die letzte Frage, ob es wahr sei, dass er als Bewacher in einem Todeslager gearbeitet habe. Dann brachen sie beide zusammen, weinten und jammerten, und immer wieder die gleichen Sätze, das habe man nun davon... die eigene Tochter... nach all dem, was man durchgemacht habe... usw. usw.

Kein Nein, kein Ja. Kein ‚ich werde versuchen, dir das zu erklären‘. Keine Schuld. Keine Trauer. Keine Betroffenheit. Da sassen sie beide, als hätte ich sie beschuldigt, etwas getan zu haben, was so sehr im Widerspruch zur Realität steht, dass man nur mit Verzweiflung und Tränen reagieren könne. Und trotzdem, es klingt vielleicht erschreckend, aber es geschah weiter nichts. Ich ging weiter in die Schule, ass mit meinen Eltern gemeinsam das Abendbrot, wir gingen sonntags spazieren und feierten Weihnachten. Als wäre die Nähe zu meinen Eltern immer eine meilenweite Entfernung gewesen. Heute seh' ich alles wie im Nebel. Nur die Umrisse des anderen sind erkennbar, man tastet sich durch den Raum, nimmt den anderen nur vage wahr, kennt ihn kaum, weiss nur wenig

von ihm, sieht immer nur die gleichen undeutlichen Konturen. Und kommt man dem anderen noch so nah, es bleibt immer alles leicht verschwommen und schlecht erkennbar. Unsere Familie war eine Arbeitsgemeinschaft, die funktionierte. Ich hab' mir das manchmal auf heute übertragen vorgestellt. Sagen wir, mein Mann würde morgen verhaftet werden, und es stellt sich heraus, dass er vor ein paar Jahren jemanden umgebracht hat. Er wird zwar nicht verurteilt, aber ich weiss, dass er es war. Was würde sich ändern? Würde ich ihn verlassen, mich von ihm trennen? Wäre er plötzlich ein anderer Mensch für mich? Vielleicht bin ich gar nicht so viel anders als mein Vater oder meine Mutter. Was will ich denn von meinem Mann? Er soll genug Geld verdienen, damit die Kinder und ich halbwegs menschlich leben können, soll die Abende und Wochenenden mit uns verbringen, niemanden hier schlagen und sich nicht ständig betrinken. Es ist doch so wenig, was ich verlange.

Vielleicht wollte meine Mutter auch nicht mehr. Vielleicht dachte sie sich, als sie ihm jeden Morgen die Brote für die Arbeit herrichtete, das wichtigste ist, dass er ein treuer Ehemann, ein die Familie versorgender, hart arbeitender, angesehener Ehemann ist. Aber dass sie nicht wusste, was er als seine Arbeit bezeichnete, kann ich ihr nicht abnehmen.

Ich fand übrigens die Beweise ein paar Monate später im Schreibtisch meines Vaters. Eines Abends – meine Eltern waren nicht zu Hause – begann ich, einfach in seinen Unterlagen herumzusuchen. Der Schreibtisch des Vaters, das war fast etwas Heiliges. Ich fand dort alles. Ausweise, Arbeitsbestätigungen, Zeugnisse, Gerichtsunterlagen, Protokolle der Zeugen, alles schön säuberlich in einer Mappe. Ich sah mir die Passbilder an in den verschiedenen Ausweisen. Ein junges, schmales Gesicht, die Augen streng, zusammengepresste Lippen. Mein Vater. Er hatte sich nicht sehr verändert in den Jahren. Eine mir fremde Person, die die Aufgabe hat, mich zu

versorgen. Auch ein Hochzeitsbild fand ich. Die Mutter neben ihm. Beide lächeln. So haben sie auch mich immer angelächelt. Die beiden waren mir so fremd, so weit entfernt.

Bis zum Abitur lebte ich zu Hause, dann zog ich sofort aus. Die Krankenschwesterschule machte ich nur, weil man dadurch ein Zimmer im Krankenhaus bekam. Ich besuchte meine Eltern regelmässig jeden Sonntag, am Nachmittag. Jahrelang jeden Sonntag um die gleiche Zeit. Meine Mutter hatte dann frischen Kuchen gebacken, es gab Kaffee und Schlag-Sahne. Geredet wurde über meine Arbeit und über die Krankheiten der Alten. Eine Zeitlang versuchte ich, das Gespräch hie und da auf das Thema Krieg und Tätigkeit des Vaters zu lenken. Es war sinnlos. Ich hätte genausogut ins Waschbecken sprechen können. Jedes Wort von mir wurde weggespült. So alt sie wurden, so glatt und eiskalt blieben sie. Dann starben innerhalb von zwei Jahren meine Grosseltern. Der Vater meines Vaters war Beamter in Frankfurt. Brave, anständige Menschen, wie mir immer beteuert wurde. Er war nie ein richtiger Grossvater zu mir. Wir sahen ihn alle zwei Monate, und über Jahre hindurch stellte er mir immer die gleiche Frage: «Na, Anna, machst du deinen Eltern auch Freude?» Der Vater meiner Mutter war bei der Eisenbahn. Auch von dem weiss ich nicht viel. Die beiden Grossmütter, die waren viel netter. Aber ausser ein paar freundlichen Sätzen während der seltenen Besuche gab es da keine Kontakte. Innerhalb von zwei Jahren gab es dann plötzlich vier Begräbnisse. Ich war früher nie mit dem Tod eines Verwandten konfrontiert worden und stellte mir so ein Begräbnis immer schrecklich vor. Nun musste ich an mir selbst entdecken, wie egal mir das alles war. Da war keine Trauer trotz des schwarzen Kleides, der Tränen der Mutter. Damals dachte ich mir zum ersten Mal, ob auch ich nicht imstande sei, zu trauern. Ob mir der Tod eines anderen, sogar eines Verwandten, einfach egal sei. Ich stellte mir vor, was geschehen würde, wenn meine Eltern von einem

Auto überfahren würden. Nichts würde geschehen. Ich müsste am Sonntag nicht mehr zu ihnen auf Kuchen und Kaffee kommen.

Aber missverstehen Sie mich nicht. Nicht die Verachtung, nicht die Empörung ist hier das beherrschende Gefühl. Es ist die Gleichgültigkeit. Die Familie starb langsam. Zuerst die Grosseltern, die sicher alles gewusst haben und mir nie etwas erzählten. Vor zwei Jahren starb mein Vater. Er war lange krank gewesen. Ein ganzes Jahr lag er im Krankenhaus. Die letzten Monate sogar dort, wo ich arbeitete. Ich sah ihn damals fast täglich. Doch bis zu seiner letzten Stunde blieb er verschlossen, und kein neues Wort kam über seine Lippen. Er wiederholte die Sätze, wann immer ich versuchte, Neues von ihm zu erfahren. Eine Zeitlang dachte ich, es wäre nun einfacher, weil die Mutter nicht dabei war. Aber es war hoffnungslos. Er wurde zwar etwas weicher, sprach oft davon, wie sinnlos der Krieg gewesen sei, dass er ihm die Jugend gestohlen habe und dass ich es heute ohne Krieg viel besser habe. Er sei kein fanatischer Nazi gewesen, sondern nur die plötzliche Chance habe er ergriffen zu Aufstieg, mehr Gehalt. Der Rest war Pflicht. Manchmal im Fieber sprach er von Kollegen, Kameraden, wie er sie nannte, die sich wie Schweine benommen hätten. Aber jede Frage von mir, wieso und wo und was sie getan hätten – es war sinnlos. Nur ausweichende Antworten.

Als er starb, waren meine Mutter und ich bei ihm. Mir fiel dabei zum ersten Mal das Wort krepieren ein. Ja, er krepierete. Ich war das Sterben von Kranken gewöhnt. Jeden Tag sah ich einen oder zwei. Aber manche Patienten krepieren, sterben kümmerlich, so wie sie gelebt haben. Mein Vater starb so. Meine Mutter sass neben ihm und weinte. Ich versuchte weder, sie zu trösten, noch tat mir mein Vater leid.

Ich war damals schon mit meinem jetzigen Mann zusammen. Er studierte noch Wirtschaftswissenschaften. Sein Vater ist

Bankdirektor. Die Eltern von ihm sind nicht viel anders als meine, nur sprechen sie schöner, ohne was zu sagen. Auch Paul, mein Mann, zog sofort nach dem Abitur von zu Hause weg. Sein Vater war Richter gewesen während des Krieges. Wer weiss, was der für Sauereien begangen hat. Mit 28 heirateten wir und zogen zusammen. Zur Hochzeit luden wir weder seine noch meine Eltern ein. Das war das Schlimmste, was wir ihnen antun konnten. Tagelang heulte meine Mutter, und sein Vater drohte, ihn zu enterben. Aber wir wollten sie nicht dabei haben. Wir wollten neu beginnen. Keine Zeugen haben aus der Vergangenheit. Inzwischen gibt es die gleichen Besuche bei den Eltern meines Mannes wie die bei meiner Mutter. Einmal pro Monat sind die einen, einmal ist die andere an der Reihe. Untereinander haben sie keinen Kontakt. Obwohl sie gut zusammenpassen würden.

Aber je älter ich werde, desto öfter kommen mir Gedanken, ob wir, mein Mann und ich, wirklich so viel anders sind. Und immer wieder die Gedanken, wie hätten wir damals gehandelt? Sagen wir, mein Mann käme heute nach Hause und sagt, er habe die Chance, sein Gehalt zu verdoppeln, würde vielleicht in ein paar Jahren ein grosser Chef werden, müsse jedoch eine Zeitlang in der Verwaltung eines Gefangenenlagers arbeiten. Die Menschen dort seien sowieso nur Dreck, und damit würde er noch eine sinnvolle Tätigkeit haben. Hätte ich Bedenken? Oder würde ich sagen, er müsse tun, was er für gut halte? Würde ich hinterfragen, was er dort wirklich täte, oder so tun, als ginge es mich nichts an? Diese Gedanken sind es, die mich nicht in Ruhe lassen. Können innerhalb einer Generation aus Wölfen Schafe werden? Es sind doch die gleichen Familien, die gleichen Eltern, Grosseltern, Lehrer, Priester.

Ich lebe heute nur noch für meine Familie. Ich liebe meine zwei Töchter, eine ist acht, die andere zehn. Es sind die ersten Menschen, die ich wirklich liebe.

STEFANIE, 19

Die Stolze

Mein Alter, der ist fromm wie ein Mönch. Immer nur Güte, immer nur Liebe. Aber Liebe so übers Hirn, verstehst du? Als ich das erste Mal über Nacht wegblieb, hat er geheult und gebetet. Liebe heisst für den anderen in den Arsch kriechen. Immer mit dem Kopf nach unten herumgehen, die Augen bei den Schuhen des anderen. Was hab ich bloss für einen Vater! Manchmal ist er ja süss wie ein Waisenkind. Ich hab' den noch nie schreien gehört. Entweder er bleibt ruhig, oder er flennt, oder er betet. Grob oder zornig wirst du den nie sehen. Aber mit seinem Gewinsel kann er dich auch umbringen.

Und Mutter? Die ist nicht viel anders. Beide sind sie bei den Zeugen Jehovas. Warten auf irgendeinen Erlöser. Da bleiben nur sie und ihre Freunde übrig. Der Rest von uns geht unter. Der Tag hat bei uns immer so ausgesehen: Aufstehen-Beten-Jammern-Beten-Weinen-Beten-Schlafengehen. Aufregend, was?

Naja, du weisst ja, warum das alles. Den Alten meines Vaters haben sie hingerichtet. Gleich nach dem Krieg. Manchmal, wenn Mutter völlig durchdreht, sagt sie, dass in mir der gleiche Teufel stecke wie in Grossvater. Und mich würde genauso Gottes Strafe erreichen wie ihn. Schöne Aussichten, wa? Aber mich können die nicht irre machen. Über Grossvater darf zu Hause überhaupt nicht gesprochen werden. Der kommt nur in den Gebeten vor. Gott solle sich seiner Seele annehmen, und dass die Eltern in ihrem Leben alles wieder

gutmachen würden. Fragt sich nur, was. Die machen sich kaputt und noch mich dazu, nur weil der Alte irgendein hohes Tier bei den Nazis war. Ich kenn ihn von Bildern. Der sah toll aus. Die schwarze Uniform, die Stiefel, ein geiler Typ. Und der Haarschnitt, diese starren Augen, vor dem haben sicher alle gezittert. Nicht so wie bei meinem Alten, da zittert er vor allen.

Man kann ja sagen, was man will, über die Nazis, aber toll ausgesehen haben die schon. Die Männer zumindest. Die Frauen in ihren Blusen und den Frisuren, die kannst du vergessen. Aber es muss was los gewesen sein, damals. In der Schule sahen wir Filme mit Aufmärschen, Paraden. Wie die alle vor Begeisterung gebrüllt haben. Zeig mir doch heute was Ähnliches, du wirst nichts finden. Ja, ich weiss, es war eine schlimme Zeit. Der Krieg, nichts zum Fressen, die Bomben, die Juden. Wir hatten da einen Geschichtslehrer. Lange Haare, Bart, Norwegerpullover, entweder über der Latzhose oder darunter. Was hat der uns nicht alles vorgelabert. Stundenlang über die Juden, die Kommunisten, die Zigeuner, die Russen, alles Opfer, nichts als Opfer. Der tat immer so, als ob er verfolgt worden wäre. Als ob heute noch die Nazis hinter ihm her wären. Aber was war er denn? Weder Jude noch Zigeuner, noch Russe. Höchstens Kommunist vielleicht. Ich hab' ihm das alles nie abgenommen. Wer weiss, ob das alles so schlimm war.

Einer aus der Klasse hat ihn mal gefragt: «Wo war denn das Tolle damals? Warum haben denn so viele Hurra und Heil gebrüllt? Warum waren die alle so begeistert? Da muss es doch noch etwas anderes gegeben haben?» Da schaute er blöd, der liebe Lehrer. Fing an, den Schüler als Neonazi zu beschimpfen, ob er denn keine Achtung vor den Opfern hätte usw. Aber wir anderen liessen nicht los. Endlich hat das einer mal ausgesprochen. Wir wollten wissen, was damals wirklich los war. Da hatte sich richtig was aufgestaut. Immer nur Verbre-

chen und Schandtaten, und immer waren's wir, die Deutschen. Die ganze Klasse schrie durcheinander. Das sei alles Schwachsinn, was er uns hier erzähle, rief einer. Wir hätten es doch in den Filmen gesehen, die er uns gezeigt hat. Die lachenden Kinder, die leuchtenden Augen der Frauen, Hunderttausende in den Strassen, und alle haben sie gejubelt. Woher kam denn diese Begeisterung? «Sie lügen uns was vor, Herr Lehrer», sagte ich ihm ins Gesicht. Der guckte erst mal blöd aus der Wäsche, aber dann ging's erst richtig los. Der hat vielleicht losgebrüllt. Weg war der linke Softy von 68. Das war Wahnsinn, was sich dann getan hat. Endlich haben wir diesen ewig verständnisvollen, alles erklären-könnenden Hampelmann aus der Ruhe gebracht. Seine ganzen Psychosprüche waren plötzlich weg. Nichts mehr, er könne meine Aggressionen verstehen und sie auch annehmen, und solchen Scheiss. Der ging plötzlich los auf mich und hat nur noch getobt. Von mir hätte er nichts anderes erwartet, wenn eine so einen Grossvater hätte, der als Verbrecher, nein, Kriegsverbrecher hat er gesagt, ich weiss es noch genau, also als Kriegsverbrecher hingerichtet worden sei. Ich sagte gar nichts. Aber hinter mir sass die Gudrun, meine Freundin. Die schrie plötzlich, er solle froh sein, dass mein Grossvater nicht mehr lebe, sonst... weiter kam sie nicht. Da war dann so ein Wirbel, dass man niemanden mehr verstehen konnte.

Der liebe Lehrer hat dann ohnehin durchgedreht. Der Feigling hat sich an den Direktor gewandt. Der linke Held, immer vom Widerstand gegen die Mächtigen reden und dann zum Direktor gehen. Ich kann dir sagen, der war verlogen, der Typ. Der Direktor kam in die Klasse und hielt eine lange Rede. Schuld und Scham liege auf uns, hat er gesagt. Auf ihm vielleicht, aber nicht auf mir. Mir brauchen die kein schlechtes Gewissen einzureden. Ich habe niemanden umgebracht, niemanden geschlagen, ich hab' keinem Hitler zugejubelt. Wenn die glauben, dass sie was falsch gemacht haben, gut.

Sollen sie sich einen Dornenkranz aufsetzen und weinen bis an ihr Lebensende. Ich hab' genug davon. Genug davon, dass immer nur wir Deutschen die Bösen waren. Dass immer wir alle daran erinnert werden müssen. Was heisst das – WIR haben den Krieg begonnen, die Juden vergast, Russland zerstört. Ich war's nicht, verdammt noch mal. Und keiner aus meiner Klasse und keiner meiner Freunde, und mein Vater schon gar nicht. Der zuckt schon zusammen, wenn einer die Tür zuschlägt. Die haben doch damals alle, die sie für schuldig hielten, in Nürnberg hingerichtet. Die hatten doch ihr Schauspiel damals. Mein eigener Grossvater war dabei. Was wollen sie noch von mir? Jedes Jahr das gleiche Theater in der Schule. Filme über KZ, Bilder über KZ, ich sag' dir, ich kann's nicht mehr hören.

Grossmutter sagt immer, dass Grossvater ermordet wurde. Für sie war das keine Verurteilung und Hinrichtung. Sie ist schon alt, 85, sitzt im Rollstuhl und redet oft so vor sich hin. Von Grossvater erzählt sie nur, wenn Vater nicht dabei ist.

«Er war ein schöner Mann», sagt sie dann immer, «gross, stolz, und in seiner Uniform konnte ihm keine widerstehen.» Dann strahlt ihr Gesicht. Auch von Hitler erzählt sie manchmal. Sie hat ihn einige Male persönlich gesehen. Wenn der ins Zimmer kam, sagt sie dann immer, haben sofort alle stramm gestanden, und jeder habe vor ihm gezittert, sogar der Grossvater. Leider sei er zuletzt verrückt geworden, sonst wäre der Krieg nicht verloren gegangen. Naja, klingt alles ein wenig verrückt, aber sie erzählt das halt so. Und die Juden, meint sie, die hätten vernichtet werden müssen, sonst hätten die Deutschland vernichtet.

Ja, ja, ich weiss, ich kann mir schon vorstellen, was du jetzt denkst, aber die Alte ist halt schon ziemlich weg vom Fenster. Obwohl, ganz unrecht hat sie nicht. Schau dir doch die Juden an heute. Angeblich haben kaum welche überlebt. Aber heute

sitzen sie wieder überall. Ob ich einen persönlich kenne? Nein, eigentlich nicht. Aber sonst im Fernsehen, im Radio, in den Banken, die Zeitungen, überall wieder Juden. Ein Beispiel? Na, lass mich nachdenken. Na, zum Beispiel der Rosenthal mit seinem «Dalli Dalli». Ein anderer? Fällt mir keiner ein jetzt. Ich müsste mal Grossmutter fragen, die weiss alle. Die zählt mir immer auf: Der ist Jude und der ist Jude und der ist Jude. Früher, als sie noch gehen konnte, sind wir oft in der Umgebung, wo meine Eltern wohnen, spazierengegangen. Da hat sie mir die Geschäfte gezeigt, die früher den Juden gehört haben. Die hatten ja wirklich fast alles in der Hand. Aber heute sagt sie immer, die Kleinen habe man vertrieben, aber die Grossen seien zurückgekommen. Die sind heute reicher als damals.

Missversteh mich nicht, ich bin kein Rassist. Ich hab nichts gegen Juden, die sind mir ziemlich egal. Ich kenn' ja auch keinen. Aber mir immer vorwerfen, dass ich mit meinen 19 Jahren mitschuldig an der ganzen Sauerei gegen die Juden sei, ist doch lächerlich. Was heisst, wir hätten denen damals alles weggenommen? Was haben wir denn heute? Meinem Vater haben sie den eigenen Vater weggenommen. Zwölf war er, als sie ihn hingerichtet haben. Die Mutter war allein mit den Kindern mit wenig Geld und ohne Ehr'. Jahrelang hat der Alte sich aufgeopfert, „fürs Vaterland gelebt und gekämpft“, und dann die Schlinge um den Hals. Mein Vater hat vielleicht eine Macke, aber ich kann's ihm nicht verübeln. Ich kann's schon verstehen, dass er zur Kirche gelaufen ist.

Weisst du, manchmal wär' ich ganz gern so ein armes Judenschwein. Heute zumindest, damals sicher nicht. Aber heute? Von allen bemitleidet, immer das grosse Opfer. Das Geld würden sie mir hinten reinschieben vor lauter schlechtem Gewissen, und alle Türen wären offen. Wiedergutmachung? Wenn ich das schon höre! Wer hat uns denn geholfen? Zu viert haben wir in einer Hinterhofwohnung gelebt, in drei

Zimmern. Einmal pro Woche gab's Fleisch. Und an Taschengeld für Kino oder sonst was war gar nicht zu denken. Was die denen gegeben haben, haben sie mir weggenommen.

Ja, ich hab noch eine Schwester. Von der rede ich nicht so gerne. Wir verstehen uns nicht besonders. Die ist drei Jahre älter als ich und in jeder Beziehung das genaue Gegenteil von mir. Immer nur Gutes tun. Die ewig sanfte Tour bis zum Geht-nicht-mehr. Sie studiert Medizin und will Psychiater werden. „Ich lebe, um zu helfens das ist ihr Spruch.

Mit Grossmutter hat sie sich einmal fast geprügelt. Die befetzten sich jedes Mal. Brigitte, meine Schwester, macht Grossmutter immer Vorwürfe. Wie es denn möglich gewesen sei, dass Grossvater bei diesen Verbrechen mitgemacht habe? Ob sie denn keinen Einfluss auf ihn gehabt habe? Die arme Alte weiss immer nicht, wie ihr ist. Die wird ganz rot im Gesicht und regt sich furchtbar auf. Kriegt einen richtigen Koller. Der sei kein Verbrecher, sondern ein Held gewesen! Sie sei stolz auf ihn gewesen und ist es heute noch, und wenn sie ihn auch umgebracht haben, sie würde ihn immer lieben. Dann dreht wieder Brigitte durch. Immer das gleiche Spiel. Als würden die für die Bühne üben. Aber auch Brigitte tut immer so, als ob ihr das alles damals passiert sei, sie dabei gewesen sei.

Was hat die nicht alles gemacht, um die grosse Schuld loszuwerden. Busse, Sühne, lächerlich. Wofür? Was mischt sie sich da ein? Ich versteh' gar nicht, was sie will. Ein grosser Heuler ist sie, sonst nichts. Fährt jedes Jahr nach Israel, um in einem Lager freiwillig ohne Bezahlung zu arbeiten. Sitzt im Komitee für Frieden, im Komitee für Völkerverständigung, im Komitee gegen Ausländerhass und im Komitee für christlich-jüdische Verständigung. Die geht einem auf den Geist, sag' ich dir. Eines Tages gründet sie noch ein Komitee für Arschkriecher und wird gleich Präsidentin.

Warum ich so wütend auf sie bin? Na, das fragst du noch? Solche wie die haben uns doch kaputtgemacht. Die grosse

Schwester, dass ich nicht lache, ein grosses Vorbild. Was sollte ich von der lernen? Wenn die einer anspuckt, bietet sie ihm etwas zu trinken an, weil sie annimmt, dass er einen trockenen Mund hat. Die lässt sich ein Glas Bier ins Gesicht schütten und tut so, als ob es regnet. Die und ihre Freunde, die haben doch keinen Stolz. Die sind noch schlimmer als die Heilsarmee. Das sollen die neuen Deutschen sein? Die zukünftige Elite, auf der Uni studiert, als politische Leithammel? Das ist keine Menschlichkeit, was die zeigen. Das ist schlechtes Gewissen, gekrümmter Rücken und Angst. Natürlich bin ich nicht dafür, dass sich das alles noch einmal wiederholt wie damals. Aber dazu brauchen wir doch erst recht starke Typen, die das verhindern sollen. Aber meine Schwester und Company? Wenn die hier das Ruder übernehmen, wandere ich aus.

Wohin? Ganz egal, nur weg von hier. Weg von diesen Jammerlappen. Wenn ich es mir aussuchen könnte, dann in ein Land, das nicht einen Krieg verloren hat. Oder zumindest nicht in den letzten fünfzig Jahren. Ich möchte einmal unter Siegern leben, nicht ständig unter Verlierern. Schau dir die Franzosen an, wie die stolz sind auf ihr Land. Oder die Engländer oder sogar die Russen. Würde einem von denen einfallen, im Ausland die eigene Nationalität zu verbergen? Meine Schwester spricht im Ausland immer englisch, damit man sie nicht als Deutsche erkennt. Das muss man sich mal vorstellen!

Du hast's gut, du bist Österreicher. Ihr habt uns den Hitler geschickt und seid dann von ihm überfallen worden. Ganz schön geschickt habt ihr das gedreht, muss ich schon sagen. Heut sind wir die Bösen, und ihr seid die Opfer.

Meine Mutter kommt übrigens auch aus Österreich. Aus Salzburg. Ihre Eltern leben noch. Die sind ganz streng religiös. Meine Mutter hat auch meinen Vater zu den Zeugen Jehovas gebracht. Damit sie seine Seele retten. Nur bin ich dann durch die Tour auf der Strecke geblieben vor lauter Seelenrettung. Übrigens, jetzt fällt mir ein, dass ich doch mal einen gekannt

habe. Der war ein Ami-Soldat. Ich hab den in einer Disco kennengelernt, und dann sind wir auf die Bude von einer Freundin gegangen. Der trug so einen Stern um den Hals. Na, wie heisst der? Judenstern, glaub ich. Ich fragte ihn, was das sei, und er sagte, er sei Jude und ob ich was dagegen hätte. Natürlich hatte ich nichts. Naja, aber das war auch schon alles. Er war auch nicht anders als die anderen Amis. Vielleicht sind die deutschen Juden anders? Ich weiss nicht. Wie soll ich die auch erkennen? Heut rennen so viele dunkle Typen herum, gerade Nasen, krumme Nasen, Türken, Italiener, Jugoslawen. Wie soll man da einen Juden erkennen?

Wie ich mir die vorstelle? Du meinst vom Aussehen? Naja, blöde Frage. Wie auf den Bildern halt oder im Fernsehen. Die werden wahrscheinlich nicht so aussehen, wie mein Grossvater ausgesehen hat.

Was ich jetzt mache? Gar nichts. Ich lebe, das genügt doch. Ein Jahr vor dem Abitur haben sie mich aus der Schule geworfen. Es war aber auch gleich, ich war sowieso nie dort. Ich war schon vorher mit Peter zusammen. Dann bin ich erst mal zu ihm gezogen, weg von zu Hause. Ich sag' dir, das war irre. In dem dunklen Zimmer bei Peter hab ich mehr Luft bekommen als zu Haus. Dann haben wir geheiratet. Ganz auf altmodisch. Peter hat sich einen alten Mercedes-Sportwagen gekauft, und wir sind nach Italien gefahren. Affengeil, sag' ich dir. Mit offenem Wagen. Aber auch das ging vorbei. Zurück in Berlin hab' ich versucht, Arbeit zu finden. Ich finde nichts. Was die mir auf dem Arbeitsamt anbieten! Die spinnen. Bin ich eine Türkin? Mich ödet das an. Job geben sie mir keinen, weil ich kein Abitur habe. Und in der Schule gehen einem die Lehrer so auf den Geist, das hält kein Schwein aus. Naja, jetzt sitz' ich herum und warte auf Peter, bis er nach Hause kommt. Er hat mit einem Freund seine eigene Bude aufgemacht. Hat keinen Chef. Der hat's richtig gemacht. Vielleicht arbeite ich dann bei ihm mit, wenn ich nichts anderes finde.

Glaubst du, dass die damals alle so frustriert waren, wie sie uns heute einreden wollen? Ich möchte so stolz sein wie die damals. Immer Kopf hoch und an die Zukunft glauben. Auch wenn's schiefgegangen ist, aber bis dahin muss es doch ein Wahnsinn gewesen sein. Ich möcht' mich auch so freuen können. Und ich schaff' das schon, ich sag's dir. Auf jeden Fall nicht so wie mein Vater. Was ist denn aus der alten Offiziersfamilie geworden? Im Fotoalbum meiner Grossmutter haben alle Männer Uniformen an. Nicht nur der Grossvater. Auch der Urgrossvater und der Ururgrossvater. Alles heisse Typen. Wir waren mal wer. Herr und Frau General, Herr und Frau Obermarschall, oder wie die alle damals hiessen. Grossmutter hat mit Grossvater in einer Villa im Grünewald gewohnt und nicht so wie wir in drei Zimmern in Moabit. Der hatte einen eigenen Chauffeur und sechs Bedienstete, erzählt Grossmutter immer. Und da war was los damals. Herr und Frau Minister zum Tee, Herr Baron soundso zum Abendessen, Bälle, Empfänge. Ich weiss ja nicht, ob es alles stimmt, was Grossmutter erzählt. Aber es hört sich verdammt gut an. Vielleicht hat der Alte, als er schon am Galgen hing, gedacht, es hat sich trotzdem gelohnt. Was hat er denn so Schreckliches getan, dass sie ihn aufhängten? Das hat mir noch keiner erklären können. Wie oft hab' ich meinen Alten schon danach gefragt. «Er war ein böser Mensch», kam immer als gleiche Antwort. Und der Teufel sei in ihm gewesen, er habe Millionen Menschen auf dem Gewissen, habe Unheil über die Menschheit gebracht, so ging's weiter. Nicht ein normaler Satz. Nicht eine Erklärung, die ich verstanden hätte. Was war er? Ein Magier? Einer aus dem Zirkus, der Menschen verschwinden lässt? Ich weiss nicht, bin ich zu blöd, um das alles zu kapieren, oder die, die mir's erzählen?

Aber meistens gab's überhaupt keine Antworten. Kam die Sprache auf Grossvater, fingen die Alten gleich an zu beten. Aber ich sag' dir, mir kann keiner einreden, dass es eine

Schande ist, eine Deutsche zu sein. Die Zeit ist vorbei. Auch Peter und unsere Freunde denken so. Die 68er Softis können uns mal. Die sollen aufs Land ziehen, Gemüse anpflanzen, Müsli essen und Hühner mit Körnern aufziehen. Ich mag die Grünen nicht. Mit denen gibt es keinen neuen Stolz. Die haben Angst vor dem Atomkrieg, vor der chemischen Industrie, dem Waldsterben und der Volkszählung. Die sagen uns täglich, dass wir alle demnächst zugrunde gehen. Stehen im Parlament in den Latzhosen und predigen den Weltuntergang. Die sind wie meine Eltern.

Ob ich ein Vorbild habe? Ha, wie meinst du das?

Sag' du mir, an wen soll ich mich halten hier in Deutschland? Wer sind unsere Vorbilder? Die Gestrigen, die alten Nazis? Oder die neuen Grünen? Oder solche wie meine Eltern, die ihr Leben verzittern? Was glaubst du, was wir in unserem Alter hier in Deutschland für Vorbilder haben? Nichts. Niemand.

Die letzten Mohikaner sind das.

Wen ich toll finde? Na, mich.

RUDOLF, 36

Der Schuldige

Die Schuld verfolgt mich, wissen Sie. Und wer schuldig ist, wird auch bestraft. Wenn nicht hier und jetzt, dann zu einer anderen Zeit an einem anderen Ort. Mich wird sie auch noch erreichen. Ich entkomme ihr nicht. Aber erfahren werden Sie nichts von mir. Nichts, kein Wort. Was sie getan haben, bleibt ein Geheimnis, niemand soll es erfahren. Ihre Taten oder besser Untaten sollen nie irgendwo erwähnt werden. Kein Wort.

Nur, auf mir liegt heute die Schuld. Meine Eltern, die kochen schon in der Hölle. Die sind längst tot, haben es hinter sich, dieses Leben. Und mich liessen sie zurück. Schuldig geboren, schuldig zurückgelassen.

Die Träume sind das schlimmste. Immer in der Nacht kommen sie mich holen. Immer der gleiche Traum. Ich kenn' ihn wie einen Film, den ich schon hundertmal gesehen habe. Sie reißen mich aus dem Bett, zerren mich durchs Zimmer, über die Treppen und stossen mich in ein Auto. Es sind Männer in gestreiften Uniformen. Der Wagen rast durch eine Stadt. Von aussen dringt Lärm in den Wagen. Menschen schreien ‚Hurra‘, brüllen und kreischen. Manchmal glaube ich, durch eine Strasse zu fahren, in der die Menschen uns zujubeln. Wir kommen zu einem Haus, das ich nicht erkenne. Ich werde die Treppen hinunter in den Keller gestossen, man reisst mir das Nachtgewand runter und schiebt mich in einen Raum. Hinter mir wird die Tür geschlossen. Muss ich weitererzählen, was dies für ein Raum ist?

An der Wand sind Duschen, und aus den Duschlöchern strömt es, pfeift es leise, als ob aus einem undichten Fahrradventil langsam die Luft entweicht.

Mir fällt es schwer zu atmen, es drückt mir die Kehle zu. Stürze zur Tür, versuche, sie zu öffnen. Rüttle, schreie, die Augen brennen; dann wache ich auf. Meist steh' ich dann auf und geh' nicht mehr zu Bett. Schlafen kann ich dann nicht mehr. Kaum schliesse ich die Augen, fängt es wieder an. Die reissen mich aus dem Bett usw.

Es gab Zeiten, da hatte ich zweimal die Woche diesen Traum. Oft wieder monatelang nicht, aber plötzlich ging es wieder los.

Die Ärzte? Bei einem ganzen Dutzend war ich schon. Am liebsten hatte ich die, die mich fragten, was ich denn glaube, dass diese Träume bedeuten. Warum ich denn glaube, dass ich diese Träume habe. Sind die verrückt oder ich? Soll ich denen erzählen, dass ich... Ach, scheiss drauf.

Manchmal stell ich mir vor, ich bringe jemanden um. Ich suche mir einen aus, den ich nicht kenne. Töte ihn und stelle mich dann der Polizei. Alles wäre vorbei. Mein restliches Leben sässe ich im Gefängnis. Dort, wo ich hingehöre. Wenn schon nicht mein Vater dort war. Die würden mich quälen dort, prügeln, und den ganzen Tag müsste ich eine völlig vertrottelte Arbeit machen. Aber alles noch besser als jetzt. Sehen Sie mich an. Als Unschuldiger lebe ich das Leben eines Schuldigen.

Die Eltern flohen nach Südamerika. Neuer Name, neuer Pass. Neuer Beginn in der Treiern Welt. Aber nicht anonym, wo denkst du hin. Unter lauter Freunden und Kampfgenossen. Man kommt in eine neue Stadt, wird schon erwartet, mit dem Wagen abgeholt, Freunde umarmen sich, ein neues Haus, alles ist da, und ein neues Leben beginnt. Bis man wieder abfährt. Und wieder woanders empfangen wird. Überall haben sie auf uns gewartet. Ich bin 1950 geboren. Als ich zehn

Jahre alt war, waren wir bereits viermal umgezogen. Dann war Ruhe. Wir blieben in einem südamerikanischen Land. Niemand hat uns mehr gesucht. Oder wenigstens nicht gefunden. Sie werden es nicht glauben, aber wir bekamen sogar später wieder unseren deutschen Pass.

Heute bin ich Deutscher. Deutscher mit der Identität eines Verbrechersonnes. Verurteilt lebenslänglich. Grund: Mördersohn. Verurteilt zu Eltern, die als Metzger lebten. Weiss ich, was sie wirklich getan haben?

Vielleicht hat mein lieber Vater die Frauen, die er sich aus dem Lager holte, am Morgen danach in die Gaskammer geschickt. Oder er hat sie behalten und ihnen geholfen. Und das liebe Mütterchen hat ihren Fahrer zurück zum Arbeitsdienst geschickt, weil vielleicht der Wagen nicht richtig gegläntzt hat. Dann hat sie sich einen neuen genommen.

Nichts hat er getan. Nichts hat sie getan. Was war das schon? Mit dem Lkw ins polnische Dorf. Die Juden hinaus auf den Friedhof, Frauen und Männer getrennt. Die Männer heben eine lange Grube aus, während sich die Frauen und Kinder ausziehen und ihre Kleider und Schmucksachen fein geordnet auf verschiedene Haufen legen. Einmal, ein einziges Mal war mein Vater so betrunken, dass er davon sprach, wie furchtbar es gewesen sei, als sie die Kinder mit der Pistole einzeln erschossen mussten, weil die idiotischen Soldaten mit dem MG zu hoch auf die stehenden Erwachsenen gezielt hatten. Ach Gott, der liebe Papa. Was war er für ein guter Mensch! Geweint hat er damals, als er es erzählte. Was waren das für schlimme Zeiten, hat er gejammert. Gott sei Dank, dass sie vorbei seien. Da hat er sich geirrt, der liebe Papa. Die werden nie vorbei sein. Kennen Sie das Lied: ‚They coming to take me away, ha, ha’...?

Das singe ich immer so vor mich hin. Die kommen noch, das sag’ ich ihnen. Meine Eltern haben sie sich schon geholt. Die sind 1968 bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

Krach, bumm, aus war's. Verbrannt sind sie im Auto. Nicht einmal unterscheiden konnte man sie danach. Es war herrlich, wie ein Atomblitz. Leider hab' ich es nicht gesehen, aber ich hätte es gerne gesehen. Beide wurden sie in Argentinien begraben, obwohl im Testament meines Vaters stand, er möchte in Deutschland begraben werden. Ich tat's nicht. Ich hab' es verhindert. Nichts sollte mehr geschehen nach seinem Tod. Keine Befehle mehr, keine Anordnungen.

In der Nacht nach dem Begräbnis bin ich zurück auf den Friedhof gegangen und hab' auf das Grab gepinkelt. Bin darauf herumgetrampelt, hab' getobt, geweint, es war schrecklich. Das war mein Abschiedsgruss. Ich war nie wieder dort. Und auch als Toter möchte ich dort nicht begraben werden.

Warum kamen die auf die wahnsinnige Idee, nach allem, was geschehen war, noch ein Kind zu machen. So auf Familie tun. Als Teufel gelebt und als Engel dann sterben, wie soll das gehen? Es ging uns immer gut, wir hatten alles. Geld war immer genug da. Aktion Reinhard, sagt Ihnen das was? Bei uns in der Gegend waren viele aus Deutschland. Viele mit einer ähnlichen Vergangenheit wie meine Eltern. Denen ging es allen gut. Grosse Häuser, Swimmingpool, Hausangestellte. Das Geld kam vom ‚Reinhard‘. Jeder hatte da seinen Koffer von Deutschland mitgenommen.

Als ich zehn war, kaufte mein Alter ein Haus und eröffnete ein Büro für Immobilien. Er holte alle seine Genossen in die Gegend. Viele waren schon vorher da. Rund um uns war alles deutsch. Deutsche Schule, deutsche Geschäfte, zur Kirche am Sonntag, danach auf ein Bier in die Gaststube. Deutsche Freunde, deutsche Witze und deutsche Zeitungen. Ach ja, natürlich auch Österreicher. Aber sonst war man unter sich. Deutsche Sieger. Ja, von der Niederlage sah man hier nichts. Die zerbombten Häuser kannten wir nur von Bildern. Hier blühte immer alles. Ewiger Frühling, fruchtbarer Boden, ein

Paradies für die Sieger. Warum bin ich geboren worden? Kennen sie den Satz? Den sagte Jodi, nachdem er in Nürnberg zum Tode verurteilt wurde. Ein toller Satz. Eine gute Frage, nicht wahr?

Ich hab' alles gelesen, was die damals im Prozess gesagt haben. Frank war der einzige, dem leid getan hat, was passiert war. Ich hab' mir oft vorgestellt, was mein Vater gesagt hätte. Ich glaub', mit keinem Wort hätte er sein Bedauern, seine Schuld erwähnt. Wenn er nüchtern war, war er ein Held. Ein Sieger. Immer die Stimme ein wenig lauter als die anderen, immer ernst, entschlossen. Nicht lächeln, sondern lachen, richtig laut lachen und dann wieder ernst und konzentriert. Und vor allem gerecht und konsequent. Kam die Köchin zehn Minuten zu spät zum Dienst, wurde sie entlassen. Er kontrollierte jedesmal den Rasen, nachdem er geschnitten wurde. Einer neuen Dienstmagd wurde genau erklärt, wie die Gläser im Wandschrank stehen müssen.

Geschlagen wurde nach einem Ritual. Ich musste mich mit den Armen nach oben an die Wand stellen. Dann schlug er fünfmal mit einem dünnen Bambusstab auf mein Hinterteil. Meine Mutter stand daneben und sah zu. Nahm mich dann in die Arme und tröstete mich, der Vater verliess das Zimmer. Danach musste ich ins Zimmer von Vater und ihn um Verzeihung bitten. Ich hatte ihn doch gekränkt, den Armen.

Einmal fehlte Geld aus einer Schatulle, die auf dem Schreibtisch meines Vaters stand. Nicht viel. Er hatte dort immer ein wenig Kleingeld für Trinkgelder. Er wollte uns zeigen, wie man so einen Fall löst. Nach dem Essen rief er die Hausangestellten. Die Köchin, die Hausgehilfin und den Gärtner. Sie hätten eine Stunde Zeit, dabei ging er auf und ab vor ihnen, um denjenigen oder diejenige zu melden. Sonst würden sie alle entlassen.

Ich war zwölf damals. Es war ein wichtiger Tag. Ich rief

meinem Vater zu, er solle sie in Ruhe lassen, ich hätte das Geld genommen. Mein Vater schickte die Angestellten hinaus und brüllte wie ein Verrückter. Aber wissen Sie, um was es ihm ging? Er tobte, weil ich es auf Spanisch gesagt hatte. Ich habe ihn vor den Angestellten blamiert, schrie er. Mein erster kleiner Triumph über ihn. Stolz war ich damals. Den grossen Helden hatte ich aus der Fassung gebracht.

Nicht weit von uns entfernt lebten die jüdischen Emigranten. Auch alles Deutsche. In der Schule waren in manchen Klassen oft die Hälfte Juden und die andere Hälfte Nicht-Juden, meist Kinder von alten Nazis.

Aber privat gab es keine Kontakte. Im Gegenteil, nicht selten kam es zu Prügeleien und richtiger Bandentätigkeit. Ich war nie ein Raufer. Ich war ein dickliches Kind, ass immer nur Süssigkeiten und war bei Schlägereien immer unterlegen. Ein richtiger Offizierssohn. Aber die anderen hatten eine Jugendbande und spielten Krieg. Da wurde mal einer der Juden überfallen und verprügelt, dann holten die sich einen von uns, und so ging das immer hin und her. Ich war da nie so richtig dabei, die wollten mich nicht; die gingen mir sowieso auf den Geist.

So hatte ich keine Freunde. War meist allein. Weder einer der einen, noch einer der anderen. Wie eine Totgeburt, künstlich am Leben erhalten. Eine künstliche Niere, eine eiserne Lunge und ein Plastikherz, zusammengeschaubt, mit Armen und Beinen versehen.

Die letzten drei Jahre hab' ich meinen Eltern das Leben zur Hölle gemacht. Als sie starben, war ich 18. Mit 15 fing ich an mit anderen Männern und Jungs. Als meine Alten erkannten, dass ich schwul bin, wollten sie mich umbringen. (Oder zuerst mich und dann sich.) Vielleicht war der Autounfall auch gar kein Unfall.

«Einen rosaroten Winkel hätten sie dir damals gegeben», kreischte meine Mutter immer. Sie musste es ja wissen. Aber

diese Zeiten waren vorbei. Im Gegenteil. Blond mit blauen Augen, war ich ein Hit damals in Argentinien. Ich konnte sie alle haben.

So hatte die Wiedergeburt nicht funktioniert. Der Neubeginn der lieben Eltern in Südamerika wurde zur Sackgasse. Alles hatte so vielversprechend begonnen. Der Neubeginn in einem Land ohne Krieg. Der Erfolg, das schöne Haus, die Freunde. Der Weihnachtsbaum, der Kinderchor, Hitlers Geburtstag, der 10. Januar, alles Freudentage und Feiertage. Die hatten keine Angst. Nicht mehr seit 1960. Da war alles vorbei. Die fühlten sich so wie vor 45 in Deutschland.

Bis meine Mutter unter meinem Bett Schwulen-Pornos fand. Bis sie von mir bekamen, was sie nie vermutet hatten. Ich traf sie unvorbereitet, und sie zerbrachen. Diese Aufrechten, Unzerstörbaren zerfielen und verfielen.

Aus war's mit der deutschen Ehre. Als sie merkten, dass ich schwul war, zogen sie sich völlig zurück. Nie haben sie mit mir darüber gesprochen. Es wurde überhaupt nur noch sehr wenig geredet. Keine Besuche mehr, kein Bier am Stammtisch, kein Ehrenamt im Karnevalskomitee. Sie verkrochen sich wie Schnecken. Sie schämten sich für mich, die Armen. Zum ersten Mal im Leben schämten sie sich.

Als ich erkannte, wie sehr ich sie damit treffen konnte, war jede Hemmung bei mir vorbei. Ich brachte Freunde mit nach Hause, trug auffallend tunte Kleidung, sprach wie eine Tunte, wenn Bekannte meiner Eltern da waren. Ich machte sie fertig.

Sie hätten meine Eltern damals sehen sollen! Innerhalb von ein paar Monaten veränderten sie sich total. Ich flog dann aus der Schule wegen sexueller Belästigung anderer Schüler, so sagte der Direktor. Mein Vater wurde in die Schule eingeladen. Ich hoffe, es war der schwärzeste Tag in seinem Leben.

Und wenn er wegen Mord und Totschlag vor Gericht gekom-

men wäre – alles wäre ihm lieber gewesen, da bin ich sicher. Aber der eigene Sohn, ein Schwuler?

Ich darf keine Kinder haben. Dieses Geschlecht muss mit mir aussterben. Was hätte ich den Kindern über den lieben Grossvater erzählen sollen? Auf mich fällt die Rache, und das ist gut so. Zu lange habe ich mit meinem Eltern gelebt, wer weiss, was alles in mir steckt? Es soll nicht weitergegeben werden. Aus, vorbei ist es mit dem stolzen Adel. Das ‚von‘ in meinem Namen kann nur noch ‚von wo‘ heissen. Wenn Sie später einmal fragen. Befragen werden Sie bald keinen mehr können.

Das letzte Jahr vor dem Tod meiner Eltern trieb ich mich nur noch herum. In die Schule durfte ich nicht mehr. Arbeit suchte ich auch keine, und meine Eltern kümmerten sich nicht mehr um mich. Ich las damals viel. Alles, was ich über das Dritte Reich bekommen konnte, hab' ich durchgelesen. Und immer wieder stiess ich auf den Namen meines Vaters. Ich will ihn hier nicht erwähnen, das ganze soll anonym bleiben. Aber ich versprech' Ihnen, alle, die meine Eltern gekannt haben, wissen genau, wer hier gemeint ist. Die werden geschockt sein. Auf die Gesichter freu' ich mich jetzt schon. Langsam erkannte ich, wer mein Vater war. Aber es war so, als ob ich alles schon vorher gewusst hätte. Nichts Neues las ich da. Alles Bestätigungen meiner Ahnungen und Vermutungen. Ein Bild entstand aus dem Gelesenen und den Erzählungen des Vaters. Auch die paar Anekdoten der Mutter, oft so nebenbei kurz nur hingeworfen, passten plötzlich. Vielleicht hab' ich sie umgebracht. Vielleicht fuhren sie mit Absicht gegen den Baum, ohne zu bremsen. Aber warum sass ich nicht auch in dem Auto? Was hätte ich mir alles erspart später! Wozu dieses Warten jetzt? Nach dem Tod meiner Eltern hab' ich alles verkauft und bin wieder nach Deutschland gegangen. Ich hatte ja noch einen deutschen Pass. Und Geld war genügend da.

Die letzten Jahre hab' ich nichts getan. Arbeiten muss ich

nicht, zumindest solange das Geld noch reicht. Studieren kann ich nicht, weil ich kein Abitur habe, und die Schule nachmachen, dazu hab' ich keine Lust. 15 Jahre hab' ich nichts getan. Ich bin ein professioneller Versager. Jahrelang dazu erzogen zu versagen.

Manchmal wünsch' ich mir, dass es vorbei ist. Es ist so sinnlos, nur zu warten. Hoffentlich holen die mich bald.

JOHANNES, 38

Der Unschuldige

„Ich glaube, du siehst das falsch. Es geht heute nicht mehr darum, ob eine Vergangenheit überwunden ist oder in einem, wie in mir, weiterlebt. Heute geht es darum, ob du, ich und wir alle zusammen bereit sind, den Hass in uns durch Liebe, Verständnis und Solidarität zu ersetzen. Das Gemeinsame, das Aufeinanderzugehen, das Uns-gegenseitig-verstehen-Können ist die einzige Hoffnung, die wir haben. Aber dafür ist es notwendig, endlich die Vergangenheit ruhenzulassen. Begraben wir sie. Gemeinsam. Wenden wir uns doch zusammen neuen Zielen zu. Der Friede, die Gerechtigkeit, die Gleichstellung von Mann und Frau, das Ausländerproblem, die Arbeitslosigkeit, die Abrüstung – das sind doch unlösbare Probleme genug. Wer will sich denn da noch ständig an der Vergangenheit orientieren, wir Deutsche haben doch heute wichtigere Aufgaben. Lass uns doch das Gestrige in den Museen hie und da besuchen, einen Teil des Geschichtsunterrichts sein. Es darf uns nicht die Kraft für das Jetzt nehmen und schon gar nicht die Kraft für die Zukunft, denn wir werden all unsere Energie brauchen, um dieses Deutschland vor einem neuen Untergang zu bewahren. Und auch die Ewiggestrigen dürfen wir nicht verurteilen. Wir müssen versuchen, uns in sie hineinzudenken. Ihre Gefühle annehmen und vor allem zueinander ehrlich sein. Die Liebe wird eines Tages alles überwinden, die Liebe ist die einzige Kraft, die einzig wahre Kraft.“

Was sagst du zu dem Text? Ich habe ihn vorbereitet, als ich wusste, dass du heute kommst. So ungefähr wollte ich mit dir sprechen.

Aber nun mal ehrlich, ich erzähl' hier von mir, ganz ehrlich, ganz offen. Meine Eltern waren böse, gemein. Gift war in ihrem Blut, und der Atem roch nach Schwefel. Aber sie hatten keine Vampirzähne und keine Hörner, sie sahen aus wie die hingerichteten Widerstandskämpfer. Gleiche Fassade, gleiche Gesichter, gleiche Kleidung, gleicher Haarschnitt. Nicht erkennbar von aussen, für viele nicht einmal erkennbar von innen.

Mein Vater arbeitete bei der Reichsbahn. Vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Krieg. Ein kleiner Beamter mit hohem Rang, zuerst ganz unten, dann ganz oben, aber immer ein kleiner Beamter. Anständig, angemessen und unbestechlich. Zuerst Mitglied der KPD, dann der NSDAP und zuletzt der SPD. Eine sanft ansteigende Karriere, ohne Überraschungen, ohne Knick oder ungewollte Unruhen. Seine Reichsbahn beförderte streikende Arbeiter in der Weimarer Republik, Ausflügler in den 30er Jahren, Soldaten und KZ-Häftlinge in den 40er Jahren und dann wieder Ausflügler. Wer bezahlte, durfte mitfahren, egal wohin er, sie, es wollte. Sein Leben war Arbeit. Leistung war für ihn ein physikalischer Begriff – die Arbeit in der Zeiteinheit. Funktionieren alleine genügte nicht. Er bestand auf dem Unterschied zwischen einer Maschine und ihm. Fungieren anstatt funktionieren. Als menschliches Stellglied in einem Regelkreis. Die in der Zeiteinheit geforderte Arbeit war Gesetz für ihn. Wer kann sich so etwas als Vater vorstellen? Das ist wie ein modernes absurdes Gemälde. Man steht davor, glaubt, eine Struktur zu erkennen, und versteht doch den Sinn und die Bedeutung nicht. Versucht jedoch zu deuten. Ich versuchte jahrelang, meinen Vater zu deuten, bis ich es fast aufgab. Durch einen Zufall konnte ich ihn erkennen.

Ich war vierzehn Jahre alt, und wir verbrachten den Sommerurlaub wie jedes Jahr in Italien. Meine Eltern liebten Italien. Wir fuhren immer auf denselben Campingplatz an der Adria. In diesem bestimmten Sommer wurden wir überfallen und ausgeraubt. Eine harmlose Geschichte. Ein paar Burschen auf Motorrädern hielten unseren Wagen auf, wir waren auf dem Weg zurück von einem Restaurant zum Campingplatz, der etwas ausserhalb der Stadt lag. Sie standen auf der Strasse, wir mussten anhalten und aussteigen. Sie nahmen Geld und die Fotoapparate und liessen uns weiterfahren. Alles war in zwei oder drei Minuten vorüber.

Und mein Vater? Er lag vor ihnen auf der Strasse auf den Knien und weinte, vor Angst. Kreischte und schluchzte, man möge ihm nichts tun, und sie sollten doch alles nehmen, nur um Gottes willen nicht ihm ...

Seine Angst faszinierte mich, dieses völlige Umkippen, diese grausame Feigheit. Sein grosses Geheimnis war seine unendliche Angst. Er musste immer auf der Seite der Starken sein, was blieb ihm anderes übrig?

Sein Leben war eine Gebrauchsanweisung in Sachen Überleben. Jedes Parteibuch hob er auf. Als ich nach seinem Tod den Schreibtisch leerte, fand ich sie alle. Bis zum jeweiligen Austritt waren immer alle Beiträge bezahlt. Anpassung ist hier zu wenig. Es ist eine Art Selbstaflösung, ohne ein Selbst zu haben oder zu sein. Er wurde immer zu dem, was ihn hätte bedrohen können.

Nie verurteilte er jemanden. Ich hörte ihn nie auf die Nazis schimpfen, auf die Linken oder auf die Rechten, es gab keine Gegner, sondern nur Verbündete, Gleichgesinnte, gleichgesinnte Vorgesetzte. Ein System, das funktionierte durch Transformation in das jeweils Erwartete, bevor es noch zu einem Befehl kommen muss. Er hatte das Talent, die Bedürfnisse der kommenden Macht vorauszuahnen und sich vorzubereiten. Er machte das auch mit mir. Es gab kein Gespräch

zwischen ihm und mir, in dem ich mich nicht ertappt fühlte. Die Angst, die ihn plagte, verstand er weiterzugeben. Sein ewig schlechtes Gewissen wurde zu einer Plage, die mir, solange ich noch zu Hause lebte, das Leben schwermachte. Meine Kindheitsphantasien waren: Wie wird man ein Verbrecher, ohne erwischt zu werden? Ich träumte davon, Banken auszurauben, Menschen zu überfallen und umzulegen, ohne je von der Polizei ertappt zu werden. Das unentdeckte Verbrechen wurde zur Faszination. Der ewig gesuchte, nie gefundene Täter. Ständig verfolgt, immer wieder fast gestellt. In der Schule begann ich zu stehlen. Mit fünfzehn durchsuchte ich systematisch die Garderoben und nahm alles, was ich in den Jacken und Mänteln der Mitschüler finden konnte. Käämme, Fahrscheine, Bleistifte, Murmeln und natürlich auch Geld. Zu Hause legte ich mir ein richtiges Lager an. Zwei Schubladen meines Schreibtisches baute ich um mit Zwischenwänden und Beschriftungen, beschriftete die einzelnen Abteilungen. Du siehst, ich habe früh angefangen. So wie du mich heute hier siehst, so wie du mich heute hier ausnahmsweise besuchen darfst, so habe ich früher begonnen. Eine nahtlose Karriere, wie mein Vater. Aber davon später, zuerst weiter mit der Schule. Die Gegenstände damals hob ich alle auf, das Geld gab ich aus. Damals haben sie mich nie ertappt. Jedem in der Schule war es bekannt, dass gestohlen wurde. Der Schulleiter verständigte einmal sogar die Polizei. Einzeln wurden wir befragt. Wo wir waren, zu welcher Zeit, wann wir die Schule verliessen. Aber sie hatten keine Chance. Ich log ihnen eine Geschichte vor, ohne sie vorher vorzubereiten, einfach aus dem Stegreif. Jedes Wort glaubten sie mir. Nie gab es auch nur den geringsten Verdacht, dass ich der Täter war. Es hätte mir auch damals niemand zugetraut. Ich war ein einfacher Junge. Schmal, unscheinbar, immer anständig gekleidet, normal, bescheiden und anspruchslos. Die Fassade war jedoch aus Kruppstahl. Ich repräsentierte den

feinen Unterschied zwischen harmlos und unschädlich. Nichts Kompliziertes verbarg sich unter der einfachen Oberfläche. Im Gegenteil. Den Naiven, Unschuldigen darzustellen war die aufregendste Oberfläche, die ich mir vorstellen konnte. Darunter verbarg sich der einfache, kleine Dieb.

Aber damals in der Schule war dieses Erlebnis ein Triumph für mich. Straffrei, ohne freigesprochen zu werden. Unge-sühnt, frei von Schuld und Vorwürfen stahl ich weiter. Verbesserte meine Methoden, stahl immer mehr, und mein Lager wurde grösser und grösser. Bis auch das langweilig wurde. Überlegenheit kann auch langweilig werden.

Als ich achtzehn war, wurde mein Vater pensioniert. Drei Monate später starb er. Meine Mutter lebt heute noch. Ruhig, zurückgezogen, mit der Pension des Vaters. Eine kleine, schmale, nette Dame. Spricht mit mir so wie mit der Milch-frau, dem Taxifahrer oder dem Kind, das zufällig neben ihr im Autobus sitzt. Ein Jahr nach dem Tod meines Vaters erzählte mir meine Mutter, dass mein Vater nicht der anständige Mann war, den ich vielleicht in Erinnerung hatte. Erzählte mir von Judentransporten, Bahntransporten in Vernichtungslager. Beteiligung und Mitverantwortung des Vaters. Sogar das Wort Mitschuld kam vor. Sie meinte es gut, aber es war zu spät. Was sollte jetzt noch korrigiert werden? Zu lange war geschwiegen worden. Er war tot, der Täter war tot. Und ich konnte es nicht mehr loswerden, es nicht mehr abgeben oder zurückgeben.

Meine Mutter meinte es gut. Sie wurde immer netter und manchmal sogar auch herzlich. Jedoch – je mehr sie versuchte, sich an mich heranzumachen, desto schneller rannte ich. Die neuentdeckte Liebe zu ihrem Sohn war mir uner-träglich. Dieser Versuch, jetzt nach dem Tod des Ehemannes mit dem Sohn ein neues Leben zu beginnen, verursachte regelrecht Ekelgefühle in mir. Mir ist er entwischt, dieser Vater, und die Mutter war mir zu wenig. Aber mein Leben? Ich weiss

es nicht, das ist schwer zu sagen. Ich kann mich an so wenig Details erinnern. Alles lief ab, so automatisch. Jeden Tag in die Schule, nach Hause, das Essen, ich weiss nicht, das lief so ab wie ein Uhrwerk. Gesprochen wurde nie sehr viel. Lieblingssatz meiner Mutter: Du weisst ja... Du weisst ja, dass Vater das nicht gerne hat. Du weisst ja, dass wir sonntags immer um sieben Uhr zu Abend essen. Du weisst ja, dass wir so hart arbeiten, damit du eine bessere Zukunft hast.

Ich wusste alles. Die Absicht sollte mir bekannt sein. Rührend war dieses Unbedingtwollen einer besseren Zukunft. Ich glaube, das meinte auch mein Vater ehrlich. Wenn man ihm alles vorwerfen kann, seine Blindheit, seine Kälte und seine Wiederholungssucht, alles musste dem Vortag gleichen, jede Handlung, jede Bewegung, dann war er glücklich. Aber er war trotzdem nicht böse, zumindest nicht von der Absicht her. Er wollte nie das Böse, aber er hatte Angst, etwas Gutes zu tun, wenn auch nur der geringste Widerstand gegen oben damit verbunden gewesen wäre. Ich glaube, er hat einfach nicht den Unterschied zwischen gut und böse erkannt. Ich glaube, von Kästner stammt der Satz: Es gibt nichts Gutes, ausser man tut es. Auf meinen Vater übertragen, müsste dies heissen: Es gibt nichts Gutes, ausser man tut es nicht.

Zu Weihnachten bekam ich immer selbstgebasteltes Spielzeug. Er konnte sich wochenlang damit beschäftigen, mir ein Holzauto oder einen Schubkarren zu bauen. Dies Beschenktwerden war dann immer extrem anstrengend. Mutter und Vater standen mit grossen Augen und offenem Mund und warteten, bis ich dieses Riesenholzding da auspackte. Dann kam ein lackiertes Monstrum unter dem Papier hervor, und, Sie werden es nicht glauben, ich freute mich. Ja, ganz ehrlich, ich war begeistert. Zumindest bis ich so zwölf oder dreizehn Jahre alt war. Auch andere Ereignisse liefen jahrelang immer gleich ab. Zum Beispiel zu Ostern. Es lief nach einem genauen Plan, Jahr für Jahr. Ein paar bunte Eier, Schokolade,

alles war immer im Wohnzimmer versteckt. Meine Eltern standen beide in der Tür und sahen mir zu, wie ich suchte. Still lächelten sie, wenn ich etwas fand. Danach kam alles in einen Korb, und ich durfte jeden Tag ein Stück essen. Und es war selbstverständlich für mich, auch jeden Tag immer nur ein Stück zu essen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, ein zweites zu nehmen oder etwa alles an einem Abend hinunterzuschlingen. Erst Jahre später, ich war mehr oder weniger schon ein halber Erwachsener, begann ich mir über diese Sinnlosigkeiten, über diese sinnlosen Wiederholungen Gedanken zu machen. Aber was war an dem allen Besonderes? Nichts, absolut nichts. Ich könnte ja nicht einmal erzählen, dass mein Alter auf irgend jemanden schimpfte. Kein Rassismus, keine Hetze gegen Neger, Juden oder Schwule.

Er war etwas kleiner als ich, mit dunklen Haaren, die er immer feucht zurückkämmte. Sie klebten ihm geradezu am Schädel. Die Schultern hingen ihm leicht nach vorne, und wenn er ging, glaubte man, er würde jeden Moment stolpern. Aber er stolperte nie. Die Wäsche trug er immer zwei Tage' lang. Jeden Montag, Mittwoch und Freitag richtete ihm meine Mutter ein Paar Socken, eine Unterhose, ein Unterhemd und ein Hemd her. Er zog alles an, nie wollte er etwas auswechseln. Im Mai kaufte er mit meiner Mutter einen Sommeranzug, im September einen für den Winter. Ich kannte alles an ihm. Jede Bewegung war vorauszuahnen. Nichts war eine Überraschung. Ausser, wie ich schon erzählte, dieser Situation in Italien. Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte ich ihn nie von einer anderen Seite kennengelernt.

Oft habe ich mir vorgestellt, wie die beiden miteinander schlafen. Das Schlafzimmer war neben meinem Zimmer. In meinem Zimmer war an der Wand ein grosser Kleiderschrank, um die Geräusche von einem Zimmer zum anderen wegzunehmen. Jedoch, wenn ich die Schranktür öffnete und das Ohr an die hintere Wand legte, konnte ich genau hören, was

die beiden miteinander trieben. Und es war genauso regelmässig wie alles andere. Jeden Mittwoch machten sie es. Beim Quietschen des Bettes zählte ich mit. Ziemlich genau bei fünf- undzwanzig war alles vorbei. Kein Stöhnen, kein Ächzen. Fünfundzwanzigmal quietsch-quietsch, und dann wieder eine Woche warten. So wie er lebte, starb er auch. Eines Tages nach dem Essen legte er sich nieder, um ein wenig auszuruhen. Als meine Mutter ihn nach einer Stunde wecken wollte – er schlief immer nur eine Stunde nach dem Essen –, fand sie ihn tot im Bett. Kein Schrei, kein verzweifelttes Herauskriechen, nichts. Er lag dort und war ganz einfach tot. Verliess diese Welt, diese kleine, miese Welt, die er mir vorspielte.

Warum hab' ich ihm nicht wenigstens einmal eine in die Fresse geschlagen? Aber mein Leben ging weiter. Nach dem Abitur begann ich in einer Bank zu arbeiten. Die Stelle verschaffte mir – wie könnte es anders sein – ein Freund meines Vaters. Ich machte diese Arbeit sehr gerne. Zahlen hier, Zahlen dort, Prozente, Dividende, Überweisungen. Ein Sprung aus der kleinen Welt in die grosse Welt des Geldes. Manche haben dort mit einer Unterschrift grössere Summen bewegt, als ich sie in zehn Jahren verdienen würde.

Wenn ich ehrlich bin, hat mich damals schon nur ein einziger Gedanke beschäftigt: Wie kann man diese Typen bescheissen? Nicht der grosse Bankraub faszinierte mich, eher schon das Austricksen der computergesteuerten Geldtransaktionen. Ich entwickelte geradezu eine Arbeitswut. Meine Vorgesetzten waren begeistert, meine Mutter beeindruckt, und man sagte mir eine grosse Karriere voraus. Und sie begann auch so, wie sie beginnen sollte. Jedes zweite Jahr ein Schreibtisch weiter, die Tische wurden grösser, die Stühle, auf denen ich sass, weicher, meine Anzüge und Autos teurer. Ich war erfolgreich. Als ich Filialleiter war, begann ich mittels eines komplizierten, aber doch einfachen Systems Gelder zu unterschlagen. Jeden Monat so an die zehntausend D-Mark in die

Schweiz. Ich weiss gar nicht mehr genau, was ich damals getan habe. Kleinigkeiten, Reisen, Spielen, hier und da habe ich eine Frau eingeladen, mich zu begleiten. Jeden zweiten Monat verschwand ich für ein verlängertes Wochenende. Freitag früh nach Zürich, das Geld abholen, dann wieder weiter nach Nizza, nach Rom, Monte Carlo oder sonstwohin. Drei Tage war ich dann ein Herr. Ein Sir, ein Fürst. Wenn mir einer nur die Tür aufgehalten hat, gab ich ihm mehr Trinkgeld, als ich sonst an einem Tag verdiente.

Diese paar Tage, die ich mir immer wieder gönnte, waren das neue Leben. Hier war ich ein anderer. Niemand fragte, woher ich kam, wer meine Eltern waren und was ich für einen Beruf habe. Geld schaffte die absolute Anonymität. Man verkauft nicht seine Vergangenheit, sondern man zahlt ein unfassbares Vermögen, um sie immer wieder für ein paar Tage loszuwerden. Ich zahlte mit allem, was ich hatte, mit Geld und mit meiner Freiheit. Aber es war es mir wert. Wissen Sie, was es heisst, ohne Vergangenheit zu leben? Nicht vergänglich wurde diese Zeit für mich. Sie hörte auf zu existieren. Ich bezahlte meine Umgebung, damit sie mich ignorierte. Damit sie auf Gedanken verzichtete, von wo ich kam und von wem ich kam. Ich hatte nie das Gefühl, jemandem Unrecht zu tun. Gesetz? Recht? Lächerliche Begriffe. Ich musste mir nur nehmen, was ich brauchte. Diese Verkleidung war teuer, sicherlich, aber für mich lebensnotwendig. Natürlich erwischten sie mich. Aber ich war geständig. Acht Jahre haben sie mir aufgebürdet, fünf davon muss ich noch absitzen. Aber da ich anständig und problemlos meine Arbeit hier mache, werden sie mich früher entlassen. Ausserdem darf ich jetzt schon jeden zweiten Sonntag hinaus.

Fragt sich nur, was dies alles mit dem Leben meines Vaters zu tun hat? Er ist nie mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Im Gegenteil. Die Anständigkeit in Person. Unter jedem Vorgesetzten, in jedem System war er ein Vorbild für die anderen.

Erst meine Mutter versuchte mir dann Jahre nach seinem Tod einzureden, er sei ein falscher Hund gewesen. Ein Mithelfer von Schlächtern und Mördern. Einer, der dem Henker den Strick reicht, nachdem er ihn gründlich untersucht und für funktionsfähig erklärt hat. Ein Leiter der Materialabteilung. Für Technisches zuständig, nicht für den Menschen. Heute kann ich mir aussuchen, wen ich mehr verachte, meinen Vater oder meine Mutter. Wie schön wäre ein Leben ohne Vergangenheit. Manchmal wünsche ich mir, die beiden wären gestorben, als ich noch ein kleines Kind war.

RAINER, 38, Und BRIGITTE, 43

Die Zertrennlichen

RAINER: Ich heiße Rainer, das ist Brigitte, meine Schwester. Wir kommen aus einer Nazifamilie. Unser Vater war...

BRIGITTE: Wir kommen nicht aus einer Nazifamilie, sondern aus einer Offiziersfamilie. Ich weiss, dass wir über unsere Eltern nicht einer Meinung sind. Vielleicht können wir uns jedoch wenigstens auf einen gleichen Sprachgebrauch einigen.

RAINER: Wie du das haben willst, ist mir egal. Du kannst dann deine Version erzählen. Für mich war es eine Nazifamilie. Eigentlich noch eher eine Kriegsverbrecherfamilie. Jeder Nazi war ja nicht unbedingt ein Kriegsverbrecher. Aber unser Vater hat es geschafft, beides zu sein.

BRIGITTE: Ich mach' da nicht mit, wenn du gleich so anfängst. Ich habe keine Lust, von Anfang an in die Verteidigerrolle gedrängt zu werden. Dann verzichte ich lieber auf dieses Interview. Ich finde es sowieso schwachsinnig, hier vor anderen Leuten zu zeigen, wie wir unterschiedlich über unseren Vater denken. Entweder wir halten die persönliche Interpretation heraus, oder ich gehe gleich.

RAINER: Gut, gut, bleiben wir ganz sachlich. Unser Vater – wie soll ich es sagen? – war ein hoher Offizier in der Wehrmacht. Er plante im Generalstab zusammen mit anderen Kollegen notwendige Feldzüge gegen Untermenschen. Er schaffte Lebensraum für Deutsche, brachte ihnen Korn aus der Ukraine, Erdöl aus Rumänien und Kohle aus Polen. Für

ihn war Krieg ein Gesellschaftsspiel mit bunten Fahnen auf der Landkarte. Ein paar Divisionen nach Norden, ein paar nach Süden. Flugzeuge nach rechts, Panzer nach links. Und der Sieg zählt soviel wie ein guter Geschäftsabschluss. BRIGITTE: Dein Zynismus hilft dir nicht weiter. Er war dein Vater! Und ich sehe dich heute noch auf seinem Schoss sitzend, während er dir Geschichten vorliest. Ich sehe dich in unserem Garten mit ihm Fussball spielen und bei Wanderungen, wie du seine Hand suchst, weil du müde und erschöpft warst. Er war ein Vater für dich, ein Vorbild und ein Held. Nichts wusstest du von seiner Vergangenheit, und es wäre dir auch egal gewesen. Als du geboren wurdest, war der Krieg vorbei. Die letzten Monate der Katastrophe hast du nicht miterlebt. Was weißt du von Bomben, Flucht vor den Russen, die Angst in der Familie, als Vater verhaftet wurde? Und dann auch noch seine Verurteilung. Die Nachbarn, die ehemaligen Freunde – plötzlich waren sie alle immer schon Gegner der Nazis gewesen. Herr M., dieses Schwein, lebt heute noch in einer arisierten Villa, gleich in der Nähe von uns. Beim Prozess aber hat er gegen Vater ausgesagt.

Vier Jahre sass Vater im Gefängnis. Kannst du mir sagen, wofür? Millionen sind mit ‚Hurra‘ in den Krieg gezogen. Tausende haben an den Judenverfolgungen teilgenommen und sich bereichert. Unser Vater war immer anständig. Er hat nie auch nur ein Stück beschlagnahmtes Material von Juden genommen. Seine Villa hat er mit dem eigenen Geld bezahlt. Er hatte nie etwas mit der SS zu tun, nichts mit dem KZ und nichts mit der Erschiessung von Frauen und Kindern. Er war Soldat. Aber nie ein Verbrecher. Ich verstehe nicht, warum du so von ihm reden kannst.

RAINER: Er war nicht der eine, und er war nicht der andere. Nicht der Vater *oder* der Verbrecher. Er war beides. Und das ist es, was ich ihm vorwerfe. Wie konnte er nur Ballspielen mit mir, als ob nichts gewesen wäre? Was hat er alles in seinem

Leben gleichzeitig gespielt? General, Vater, Ehemann und Mitglied des Vorstandes der Bank, seine spätere ehrenvolle Aufgabe? Ich kann mich erinnern an die Zeit, als ich klein war. Mutter wollte immer, dass ich ihm nicht zur Last falle. Er würde sich doch so furchtbar aufregen. Später in der Schule hiess es dann, ich solle ihm nichts von meinen schlechten Zensuren sagen, auch das würde ihn aufregen. Und als ich mich als Student an Demos beteiligte, auch hier, nur nicht den Vater damit aufregen. Ich sollte ihn immer nur schonen. Ihn verschonen mit meinen Sorgen, meinen Problemen. Ihm nur Freude machen, als ballspielendes, lachendes Kind. Glaubst du, der war jemals ein Vater zu mir? Er war wie ein Haustier, das man in Pflege genommen hat. Dieses vorsichtige, rücksichtsvolle Getue. Dieses Sich-ihm-ja-nicht-Nähern, dem Armen. Jeder Konflikt wurde so verhindert. Jede ehrliche Aussprache. Fiel ein Wort über die Nazizeit, reagierte Mutter sofort mit ihrem eisigen Blick und den üblichen Sätzen: Lasst Vater in Ruhe! Er hat genug durchgemacht! 7 Jahre Krieg und 4 Jahre Gefängnis ist schon zuviel für ein einziges Leben. Wie ausgestopft sass er immer da, wie eine Puppe.

BRIGITTE: Ich hab' dich anders in Erinnerung. Wie du als Sechsjähriger mit deinem ersten Zeugnis nach Hause gekommen bist. Wie stolz du deine Medaillen vom Schwimmwettbewerb gezeigt hast. Mit ihm am Sonntagnachmittag ins Kino gingst und dir von ihm die Geschichten von Karl May vorlesen liessest. Ihr wart immer ein Herz und eine Seele. Glaubst du, ein kleines Kind kann man belügen? Er liebte dich und war immer ein guter Vater zu dir, genauso wie zu mir. Deine Hasstiraden heute, glaube ich, richten sich weniger gegen ihn als gegen dich selbst. Was hast du nicht alles unternommen, um selbst zum Opfer zu werden! Deine Angst, von einem Täter abzustammen, hat Fürchterliches in dir bewirkt. Lüg dir nichts vor, du bleibst der Sohn eines deutschen Offiziers. Auch wenn du in Israel in einem Kibbuz gearbeitet hast. In

Arbeitsgruppen auf der Uni über Faschismustheorie grossartige Vorträge hältst. Du bleibst der Sohn eines deutschen Offiziers, auch wenn du dich auf der Strasse bei Demos mit angeblichen Neonazis herumprügelst. Vor ein paar Jahren hast du doch sogar überlegt, zum Judentum überzutreten. Was soll das alles? Glaubst du, du kannst so vor deiner Vergangenheit davonlaufen? Begreif doch endlich! Du kommst aus einer deutschen Offiziersfamilie! Und alles steckt in deinem Blut genauso wie in meinem. Und selbst wenn du Rabbiner wirst, es wird sich nichts daran ändern.

RAINER: Du tust so, als ob es für dich nie ein Problem war.

BRIGITTE: Es war deshalb nie ein Problem, weil ich stolz auf unsern Vater bin. Er hatte den Mut, sich einer Bewegung anzuschliessen, die eine neue Zukunft versprach. Ich habe ihn immer verteidigt, weil ich ihn auch verstehe. In der Schule gegen die verlogenen Lehrer, die plötzlich alle Antifaschisten waren. Gegenüber sogenannten Freunden, denen es geil vorkam, mit der Tochter eines berühmten Nazis ins Bett zu steigen, und gegen die anderen Freunde, die sich eine Verlängerung der Vergangenheit wünschten und in mir eine Verbündete suchten. Ich weiss, was damals geschehen ist. Mir brauchst du nicht als Schulmeister zu kommen. Aber ich weiss auch, dass mein Vater, als er damals Mitte der dreissiger Jahre mit Begeisterung sich den Nazis anschloss, der festen Meinung war, das Richtige zu tun.

Aber du wirst nicht einer der anderen, wenn du mir oder ihm vorwirfst, was er getan hat.

RAINER: Hör auf, mir wird schlecht, wenn du so allgemein daherredest. Was heisst ‚das Richtige getan‘? Was heisst ‚er hat geglaubt‘? Es war ihm nicht möglich, schon 33 zu erkennen, was sich anbahnte? Es war ihm nicht möglich, nach der Kristallnacht aufzuhören? Es war ihm nicht möglich, sich wenigstens der 20.Juli-Bewegung anzuschliessen?

Weisst du, was unser Vater war – ein Feigling! Ein verbreche-

rischer Feigling. Ein beamteter Waschlappen. Ein Hampelmann mit Pensionsberechtigung. Seine Feinde waren nicht die Russen, die Franzosen oder die Engländer. Seine Feinde waren die Deutschen. Die Deutschen im eigenen Land. Und deshalb hasste er mich so in den letzten Jahren. Weil ich den Deutschen glich, die er mit Hilfe der Partei glaubte, ausgerottet zu haben. Er hasste mich, weil ich nein sagen konnte. Er hasste mich, weil ich weniger Angst hatte als er. Er hat immer daran geglaubt, dass durch den Krieg und durch die Partei ein neuer Deutscher entstehen würde oder zumindest nur der neue Deutsche übrigbleiben würde. Aber der alte Deutsche, das war er. Und diese Art von altem Deutschtum wird hoffentlich bald nicht mehr existieren.

BRIGITTE: Du hast nicht weniger Angst als er. Du hast sie nur vor anderen Dingen. Du weißt gar nicht, wie ähnlich du ihm bist. Dieser Fanatismus, mit dem du dich jetzt ins Gegenteil stürzt. Dieses ewige Gerechthein hat oft so etwas Unmenschliches. Hör dir doch zu, wie du über deine politischen Gegner sprichst! Oft schon hab' ich mir gedacht, dass Vater damals wohl genauso geredet hat. Vielleicht bist du nur zufällig auf der anderen Seite. Ich glaube, ich bin ganz anders als du. Ich versuche Menschen zu verstehen, warum sie so handeln und warum sie so geworden sind. Aber du willst in einer Welt leben mit Verbündeten oder Feinden. Das ist ungefähr so, wie es schon einmal war. Sag mir, was ist der Unterschied zwischen dir und deinem Vater?

RAINER: Mein Fanatismus verhindert einen neuen Faschismus, nicht deine Ohnmacht oder dein sogenanntes Verständnis. Ja, ich führe einen Krieg gegen die deutsche Vergangenheit. Ich sehne mich nach dem Tag, an dem der letzte Überlebende des Dritten Reiches tot ist. Sie sollen endlich alle aussterben. Vielleicht haben wir dann eine Chance für ein neues Deutschland.

BRIGITTE: Du träumst. Nie wird sich etwas ändern. Wenn du

heute an der Macht wärest, würden die anderen hängen. Deine Lager wären ebenso voll wie die der anderen. Du und deine Freunde könnt mich nicht täuschen. Seit zweihundert Jahren sind die Männer in unserer Familie Offiziere. Aber bis auf dich waren es wenigstens richtige Männer. Sogar aus der Gefangenschaft kam Vater erhobenen Hauptes, abgemagert, aber immer noch stolz und aufrecht. Du bist nicht der Neue, der Gute, der du immer zu sein glaubst. Deine linke Begeisterung war doch nichts anderes als eine Trotzreaktion auf Vater. Wie du dein Zimmer geschmückt hast, einfach lächerlich. Ein Bild von Mao hier, eines von Lenin dort, die Marx-Büste auf dem Schreibtisch. Um den Hals zuerst einen Davidstern, und später ein Palästinensertuch um die Schultern. Was brauchst du noch, um dich zu verkleiden? Soll ich weiterreden? Wie lächerlich du da sitzt!

RAINER: Ich habe immer ehrlich versucht, ein neuer, ein anderer Deutscher zu werden. Habe mich geweigert, meinem Vater auch nur in irgendeiner Hinsicht zu gleichen. Was soll daran schlimm sein?

Er hat mir dabei nicht geholfen. Er sprach immer wieder von der Neutralität der Soldaten. Für den gab es angeblich nichts anderes als den Dienst und die Pflicht. Immer der jeweiligen Regierung gegenüber fühlte er sich verpflichtet. Und wo ist die Pflicht zum Ungehorsam? Die kannte er nicht. Nur einmal hat Vater mit mir etwas ehrlicher über die Zeit damals gesprochen. Er war schon sehr krank. Er erzählte, dass unter den Offizieren oft darüber diskutiert wurde, dass vorerst einmal der Krieg gewonnen werden müsste, um dann in Friedenszeiten Hitler zu stürzen. Er sprach davon, dass die Offiziere die echte Absicht hatten, nach dem Krieg ein demokratisches System aufzubauen. Aber dieses Nach-dem-Krieg! Was für eine fatale Mischung aus Naivität und Wahnsinn. Er hat wirklich daran geglaubt, den Krieg gewinnen zu können. Das ist es, was ich heute noch nicht glauben kann.

BRIGITTE: Du hast keine Ahnung, wovon du redest. Oder du weisst es und sagst bewusst die Unwahrheit. Der Generalstab war es, der Hitler abgeraten hat, in Österreich einzumarschieren, das Rheinland und die Tschechoslowakei zu besetzen, und der sogar den Krieg gegen Polen verhindern wollte. Jodi sagte noch 1938, dass Hitler zwar das ganze Volk hinter sich habe, aber nicht den Generalstab.

Aber du hast dich wie ein wildgewordenes Tier benommen. Hast auf Vater herumgetrampelt, auch als er schon ein alter Mann war. Was ist es für eine Heldentat, einen alten kranken Mann zu beleidigen?

RAINER: Lüg dir nichts vor. Vater war das letzte Glied einer Kette von Generationen von Befehlsempfängern und Gehorsamkeitsmasochisten. Ein Offizier nach dem anderen. Zuerst preussisch, dann faschistisch, funktionierte je nach Auftrag. Und ich bin stolz darauf, diese Tradition durchbrochen zu haben. Zweihundert Jahre lang gab der Vater dem Sohn nichts anderes weiter, als dass er bedingungslos gehorchen solle. Bei mir riss diese Kette, Gott sei Dank. Der erste Nichtmilitarist seit vielleicht hundertfünfzig Jahren. Aus mit dem Verschieben von Divisionen auf dem Reissbrett. Ein paar tausend Tote hier, ein paar hundert auf der anderen Seite.

Was mag bloss in seinem Kopf vorgegangen sein? Eigentlich hast du ja recht. Zuletzt war er ein netter älterer Herr. Ich versteh' nicht, wieso er so etwas tun konnte.

BRIGITTE: Sag ehrlich, hältst du ihn wirklich für einen Massenmörder? Oder ist das alles hier und ewig das perfekte Theater? Hast du ihn immer in einer Reihe mit KZ-Wächtern und SS-Mördern gesehen? Ich kann dir das nicht abnehmen. Deine Empörung ist oft so lächerlich hysterisch, so gekünstelt. Du schreist herum, tobst, wirfst ein Glas auf den Boden, was sollte das alles? Du hättest dich sehen sollen, wie du dich aufgeführt hast. Und dann die Frauen, die mit dir kamen. Zum Schiessen. Manchmal war es fast lustig. Die letzten abge-

rissenen Typen. Und noch die Haschischzigarette im Mund, wenn sie aus deinem Zimmer kamen, oder nur in der Unterhose, oben ohne. Ich wollte dich schon immer fragen, hast du das alles vorbereitet? War das sozusagen ein Teil deiner Strategie, um dem Vater zu beweisen, wie anders du bist? Oder wolltest du uns alle schrecken? Mit dem bisschen Busen und Po? Rainer, der Bürgerschreck, zum Totlachen! Warum bist du nicht ausgezogen? Warum hast du nicht auf den Scheck verzichtet? Hast dich nicht total getrennt von der Familie, um wirklich irgendwo neu zu beginnen? Dann hätte ich dir noch glauben können. Aber dein Protest war von Vater finanziert. Jede Mao-Bibel wurde in der Bank verdient, in der er arbeitete. Und sogar der Stoff für die Protestzigarre stammte von ihm. Nie hast du auch nur einen Pfennig verdient. Eigentlich tust du mir leid.

RAINER: Mir kommen die Tränen, Schwesterchen. Es ist schön, wenn ich dir leid tue. Aber es wird dir nicht viel helfen und mir auch nicht. Ich hasse ihn nämlich, über seinen Tod hinaus. Jede noch so lächerliche Aktion von mir war ein Versuch, mich gegen ihn zu wehren. Aber es waren wenigstens Versuche. Im Gegensatz zu dir. Dein Leben war ein einziger Anpassungsversuch. Eine verzweifelte Art, alles zu tun, um nicht nur ihm zu gefallen, sondern auch sein Leben fortzusetzen. Sieh dir doch deinen Mann an! Eine schlechte Kopie von Vater. Arbeitet auch in der Bank und wird vielleicht auch Vorstand, wenn er lange genug allen Wichtigen in den Arsch kriecht. Wenn du heute mit deinem Mann und Mutter zusammensitzt, sehe ich Vater neben euch. Nichts hat sich geändert. Du sprichst so wie er, bewegst dich so und liest die gleichen Bücher. Du kannst stolz sein auf dein Leben. Es ist die sinnlose Wiederholung eines sinnlosen Lebens. Aber im Grunde genommen hast du recht. Ich hab' meinen Kampf verloren. All meine – wie du sie nennst – lächerlichen Versuche, ein anderer zu werden, waren vergeblich. Aber weißt du, warum

ich gescheitert bin? Weil Mutter und du – und vor allem dir geb' ich die Schuld, Mutter war schliesslich seine Frau – mir nicht geholfen habt. Ich musste plötzlich nicht mehr nur gegen einen, sondern gegen drei kämpfen, und dazu war ich zu schwach. Heute hab' ich resigniert. Bin zu schwach, neu zu beginnen, wohne wie ein Kind bei den Eltern und habe Angst, fongejagt zu werden. Mein Lebenskampf ist vorbei, meine Ziele verschwommen in der Ferne. Ich habe verloren. Meine Zukunft? Ich will keine, sie interessiert mich nicht. Wenn Vater nicht zu überwinden ist, dann gibt es auch keine Zukunft für mich. Denn sein Leben ist für mich nicht lebbar. Oder, was meinst du, soll ich mich auch bei der Bank bewerben?

BRIGITTE: Hör auf zu jammern. Schon wieder dieses Opfergetue. Du bist kein Opfer deines Vaters. Höchstens eines deiner eigenartigen Ansprüche und Ziele. Ob du zur Bank gehst oder nicht, ist mir egal. Mach, was du willst, nur tu mir den Gefallen und hör auf zu jammern. Wir haben es beide nicht leicht, das weiss ich auch. Wir kommen aus einer Familie, die den Krieg verloren hat. Und zwar mehr als viele andere, weil sie ihn nämlich mitbegonnen hat. Wir haben alle verloren, nicht nur du. Und es ist gar nicht so einfach, sich aus diesem Nichts, diesem Ganz-unten wieder hochzuarbeiten. Wir wurden besiegt. Wie ein geschlagener Boxer schleppen wir uns in die Kabine und versuchen, uns langsam zu erholen. Überall auf uns und in uns sind Spuren des Kampfes. Manche heilten schnell, manche werden nie heilen, manche davon sind sogar vererbbar. Aber das ist nun mal unser Schicksal. Für uns Kinder jener, die alles verursacht und begonnen haben, ein schweres Schicksal. Aber vielleicht auch eine Chance, ich weiss nicht. Ich seh' sie auch nicht. Oft möchte ich nur noch meine Ruhe haben. Sollen doch unsere Kinder es besser machen.

RAINER: Auch du hast resigniert. Genau wie ich. Das beruhigt mich fast. Ich dachte immer, du bist viel stärker als ich.

Es ist eigenartig, aber ich fühl' mich irgendwie verbunden mit dir, mehr als früher. Jetzt ist es mir plötzlich egal, was du über Vater denkst.

BRIGITTE: Es tut mir leid, wenn ich dich enttäuschen muss, aber du bist mir genauso fremd wie immer. Ich will nicht eine Leidensgemeinschaft mit dir bilden. Ich mach' aus der Situation etwas anderes als du. Ich krieche nicht am Boden und mach' mich unschuldig dadurch, dass ich neben tausenden anderen auch ein Opfer meines Vaters bin. Ich will nicht, verstehst du! Ich verweigere diese Rolle! Ich hasse sie, sie ist mir zuwider! Ich will kein Jammerlappen sein, und niemand ist für mein Schicksal verantwortlich ausser ich selbst. Und selbst wenn es stimmt, dass das Leben mit meinem Mann eine Fortsetzung des Lebens meiner Eltern ist, so ist es immer noch meine Entscheidung. Mein eigener Wille, den ich nie aufgegeben habe, egal wer Vater war oder was er getan hat. Ich bin kein Täterkind! Ich bin kein Kind von einem Nazi! Das ganze Interview ist eine völlig vertrottelte Angelegenheit. Ich lass mich nicht in ein Klischee pressen. Ich lebe nicht die beschränkten Fantasien von irgendwelchen Psychologen, die in mir das verunstaltete Kind eines Obernazis sehen. Ich fühle mich als Mensch, der für seine Entscheidungen verantwortlich ist. Was ich tue, ist mein Wunsch oder mein Wille, soll es doch lächerlich pathetisch klingen, das ist mir egal. Ich habe nie ein Drittes Reich erlebt, ich war in keiner Hitlerjugend, meine Nachbarn wurden nicht fortgeschleppt, weil sie Juden waren, und ich habe mich nicht amüsiert, als Juden die Gehwege mit Zahnbürsten reinigen mussten. Ich habe nie mitgemacht und nie wegesehen. Ich habe nie etwas gemacht, was zum Schaden eines anderen Menschen war. Was bin ich also? Ein Mensch oder ein Fussabdruck im Sand? Ich muss mich trennen von dir, weil du zu sehr in der Vergangenheit lebst. Ich will dich so wenig wie möglich sehen, weil mir deine Unfähigkeit und

Hilflosigkeit auch auf die Nerven geht. Ich kann dir nicht helfen. Will auch nicht. Wenn man deine um Hilfe ausgestreckte Hand ergreift, versuchst du, einen hinunterzuziehen. Du gibst vor, aufstehen zu wollen, hast jedoch Angst vor deinen eigenen wackeligen Beinen. Ich hab' nicht die Absicht, mich neben dich zu legen. Bleib im Dreck liegen, aber mach mich nicht schmutzig.

RAINER: Eine Sekunde lang hatte ich die Fantasie, dass wir uns doch versöhnen könnten. Aber du hast recht, es ist sinnlos. Deine Art, mit Schwäche umzugehen, entspricht der Tradition des Hauses. Ist man verzweifelt, so wird man getreten. Zeigt man Stärke, so wird man gelobt. Das alte System: Zuneigung nach Leistung und nicht nach Bedürfnis. Es funktioniert, auch bei dir. Der stolze aufrechte Kämpfer, der sogar erhobenen Hauptes aus der Gefangenschaft kommt. Der nie imstande war, zu weinen über das Unheil, an dem er mitschuldig war. Kein Satz der Entschuldigung, nie das Eingestehen einer Schuld, nie auch nur ein einziges bedauerndes Wort. Du kannst wirklich stolz sein auf dieses Vorbild. Ein Vater, der mit der gleichen Selbstverständlichkeit eine Bank wie eine Armee leitet, ein überall verwertbarer und gebrauchsfähiger Mensch. Nur dort nicht, wo auch nur das geringste Mass an Gefühl und Sensibilität notwendig wäre. Ja, er hat mit mir Ball gespielt und hat, mir auch vorgelesen, und er hat mich getröstet, wenn ich mir beim Radfahren die Knie aufgeschlagen hatte. Aber später? Als ich voller Sorgen und innerer Zweifel nicht wusste, wo ich hingehörte? Als mich seine Kriegsverbrechen, wie du richtig sagtest, von einer Gruppe zur anderen trieben? Als ich versuchte, ein anderer Deutscher zu werden, als er einer war? Wo war damals mein Vater? Ich hätte doch die einmalige Chance gehabt, von einem zu lernen, der massgeblich an der Katastrophe beteiligt war! Er hätte mir erklären können, warum er sich damals unterworfen hatte, warum er keinen Widerstand geleistet hat und warum er nicht wenigstens recht-

zeitig aufgehört hatte. Nichts kam von ihm. Nicht ein Wort. Und deshalb hasse ich ihn, vor allem. Weil er neben seinem verpfuschten Leben auch noch die Chance versäumt hat, seine Erfahrungen weiterzugeben. Da wäre es fast besser gewesen, sie hätten ihn wie manch andere hingerichtet.

BRIGITTE: Mir reicht es jetzt. Ich kann auch nicht mehr. Ich will aufhören mit diesem Gespräch hier. Es hat keinen Sinn, nicht einmal im Verhältnis zwischen uns beiden ändert sich etwas, im Gegenteil. Von Vater erwarteten wir völlig verschiedene Reaktionen. Ich bin froh darüber, dass er mich mit den Geschichten von früher in Ruhe gelassen hatte. Ich wusste, was damals passierte, und wusste auch, was die Rolle von Vater war. Was sollte er mir da noch erzählen? Und einen Vater, der vor mir sitzt und seine Schuld bekennt? Ein schrecklicher Gedanke! Auf so einen Vater kann ich verzichten. Ein Vater, der sich ausweint und sich selbst bedauert? Ein Vater, der mir vorjammert, was er alles falsch gemacht hat? Um Gottes willen. So etwas nennst du eine historische Chance? Ich bin froh, dass unser Vater nicht so war. Sonst hätte ich jede Achtung vor ihm verloren. Er hat das mit sich selbst ausgemacht, und das war sicherlich nicht einfach für ihn. Nach der Niederlage in der Gefangenschaft hatte er vier Jahre Zeit, darüber nachzudenken, was er falsch gemacht hatte. Uns hat er damit Gott sei Dank in Ruhe gelassen. Und hat damit uns das Leben nicht erschwert, sondern erleichtert. Ich kann darin nichts Negatives sehen. Natürlich hatte er sich verändert. Er war nach dem Krieg kein Anhänger des Nationalsozialismus. Er hat sich keinen rechten Gruppen angeschlossen, und all diesen Wiedersehensfeiern der alten Nazis ist er aus dem Weg gegangen. Er hatte sich zu einem echten Demokraten entwickelt. Und das genügte mir. Ich brauchte da keine lächerlichen Schuldbekennnisse dazu. Er war fähig, sich zu ändern. Und das setzt ein Erkennen von Fehlern voraus. Es war unheimlich anstrengend, und ich möchte jetzt

aufhören. Dass das Leben meines Vaters so unterschiedliche Reaktionen auslöst, ist wahrscheinlich die eigentliche Tragödie. Die Katastrophe des Dritten Reiches und seine Niederlage setzt sich in unserer Familie fort. Als Familie haben wir versagt. Alles, was du sagst und wie du denkst, ist nicht das Andere für mich, sondern das Fremde. Als wärest du nie mein Bruder gewesen. Wenn ich dich ansehe und dir zuhöre, versteh' ich nicht, wie wir dieselben Eltern haben können, zusammen in einem Haus aufgewachsen sind und auch jahrelang miteinander spielten. Ich zieh' mich zurück von dir, möchte dich eigentlich nicht mehr sehen. Manchmal ist es so, als wäre der kleine Bruder schon lange tot. Heute sitzt ein Fremder vor mir. Und oft, wenn du von Vater sprichst, ist meine erste Reaktion – was weiss der schon von meinem Vater. Erst der nächste Gedanke ist der, dass er ja auch dein Vater war. Das ist vielleicht das einzige, was ich meinem Vater vorwerfe. Dass seine Geschichte ein normales Familienleben nicht mehr zulässt. Solange wir leben, wird sein Schicksal uns nicht mehr in Ruhe lassen – auch wenn er schon lange tot ist und noch länger tot sein wird ...

SUSANNE, 42

Die Hoffnungsvolle

Sieh mich an, wie ich hier sitze. Mein Gesicht, Augen, Mund, Nase. Was siehst du? Sag mir doch einmal, was siehst du? Nehmen wir an, du triffst mich im Supermarkt. Wir stehen hintereinander an der Kasse. Ich drehe mich um, du siehst mir ins Gesicht. Du wirst nichts an mir entdecken. Nichts Besonderes. Und wenn wir heute darüber sprechen, ob ich ein Kind von Mördern bin – lächerlich! Wie sieht ein Kind von Mördern aus? Sag mir doch mal ehrlich, wie hast du dir mich vorgestellt? Hast du überhaupt Vorstellungen, äusserliche Vorstellungen davon, wie jemand wie ich aussieht?

Gezeugt wurde ich 1944. Während vielleicht deine Grossmutter in irgendeinem KZ umgebracht wurde. Oder danach, nach der Arbeit, nach Dienstschluss. Der Vater kommt nach Hause und legt sich auf die Mutter. Wahrscheinlich nach dem Abendessen. Ich verstehe nicht, warum ich gerade mit dir über diese Sache sprechen soll. Aber mit irgend jemandem muss ich doch anfangen.

Du bist eigentlich der erste, der die Sache ansprechen möchte. Wahrscheinlich wird das alles eine einzige Quälerei.

Früher, als ich klein war, in der Schule, da gab es einige Lehrer, die darüber sprachen. Einer, der war zurückgekommen aus der Emigration. 1938 hat er Deutschland mit seinen Eltern verlassen, und 1945 kam er aus London mit der Absicht, wie er uns immer beteuerte, beim Aufbau eines neuen Deutschlands mitzuhelfen. Was hat der sich bemüht, die

Schrecken der Nazizeit möglichst realistisch darzustellen. Aber ihn machte es fertig, nicht uns. Er zitterte oft am ganzen Leib, drehte sich um und wischte sich heimlich die Tränen aus den Augen. Wir liessen es über uns ergehen, wie die Messe jeden Sonntagmorgen. Die Bilder, die Filme, die Beteuerungen von ihm, die Mahnungen. Alles war eine Unterrichtsstunde wie jede andere. Es läutete, er kam herein, er packte seine Tasche aus, stellte den Filmapparat auf, legte die Rolle ein. Die Bilder liefen vor uns ab. Er las aus einem Buch, zeigte uns Fotografien. Ich war damals 14 Jahre alt. Es läutete am Ende der Stunde, wir tobten herum, assen unser Brot, und die nächste Stunde kam der Mathelehrer. Ein paar Minuten später sprach er von Geraden und Kurven.

Unser Gehirn versuchte dann mathematische Rätsel zu lösen und keine historischen. Es war alles irgendwo so sinnlos.

Mein Vater wurde 1948 zu zehn Jahren verurteilt. 1950 wurde er wieder entlassen. Ich war damals drei Jahre alt, als er auf zwei Jahre verschwand. Es ist mir nie aufgefallen. Ich war fünf, als er wieder zurückkam. Ich kann mich an diesen Tag sehr genau erinnern. Er war einfach plötzlich da. All das war nie ein Thema bei uns zu Hause. Mein Vater lebt heute noch. Er ist fast 90. Ein grosser, stolzer Mann mit immer noch dichtem weissem Haar. Am linken Arm fehlt die Hand knapp bis zum Handgelenk. Er trägt eine Prothese mit einem schwarzen Handschuh. Die Hand ist unbeweglich. Die Finger leicht angewinkelt. Er streckt sie immer so nach vorne, als wolle er einem gerade die Hand geben. Eigenartig, diese Hand habe ich immer in Erinnerung, wenn ich an ihn denke. Ich verbinde mit ihm nichts Böses. Im Gegenteil. Er schlug mich nie, er schrie mich nie an. Er war ruhig und verständnisvoll. Fast ein wenig zu ruhig.

«Ich erzähl dir alles, was dich interessiert. Frag mich nur», sagte er oft zu mir. Und dann kam immer wieder dieser entscheidende Satz: «Du musst es an deine Kinder weitergeben.

Es darf nie wieder geschehen.» Er machte mich verantwortlich für die Zukunft. Meine Kinder sollten seine Fehler nicht wiederholen. Problem für mich war nur: Was waren eigentlich seine Fehler? All diese historischen Darstellungen, diese Erzählungen waren immer so anonym.

Stern, so hiess dieser Lehrer, der aus London zurückkam, lud einmal meinen Vater in die Schule vor. Mein Vater ging auch hin. An diesem Morgen war er sehr nervös. Aber das Resultat dieses Besuches war, dass sich die beiden von diesem Tag an regelmässig trafen. Es ging von meinem Vater aus. Der wollte ihn immer wieder sehen und mit ihm sprechen. Es war immer sein grösster Wunsch, dass ihn jemand verstehen könne. Und mir ist es bis heute ein Rätsel, wie er gerade mit Stern, der doch eigentlich eines seiner Opfer war, so lange und so ausführlich reden konnte. Als ich grösser war, sagte er oft zu mir: «Diesen einen Krieg wollten wir damals wenigstens gewinnen. Wir wussten schon 1943, dass wir den Krieg gegen die Alliierten verlieren würden. Aber die Juden, die sollten sterben.»

Er versuchte, es mir zu erklären, immer wieder. Ganz ruhig, ohne Geschrei. Er versuchte, mich zu gewinnen. Er wiederholte sich hunderte Male. Alles klang so einfach und logisch, wenn er es erzählte. Sogar die ärgsten Grausamkeiten hörten sich an wie Reise- und Erlebnisberichte. Meist sass ich stumm vor ihm, hörte ihm zu und sagte überhaupt nichts. Oft ertappte ich mich dabei, dass ich mit den Gedanken ganz woanders war. Oder ich blickte an ihm vorbei, sah aus dem Fenster, fixierte einen Punkt an der gegenüberliegenden Wand und dachte an etwas ganz anderes. Er redete in einer schläfrigen, eintönigen Stimme. Sah mich an dabei, und ich hatte oft das Gefühl, als müsste ich, als würde ich gezwungen dazu, ihm ständig, auf ewig zuzuhören.

Als ich sechzehn war, fuhr er mit mir nach Auschwitz. Er kannte das Lager und hatte eine Zeitlang dort gearbeitet. Wir

schlossen uns einer Gruppe an, die deutsch sprach, bekamen einen deutschen Führer, einen ehemaligen Häftling. Nie werde ich diese Bilder vergessen. In der Gruppe, die durch das Lager geführt wurde, waren viele in meinem Alter. Der einzige Unterschied: Es waren Kinder von Verfolgten.

Mein Vater sprach während dieser Führung kein Wort. Später im Auto, auf dem Weg zurück in die Stadt, begann er, mir zu erklären, was seiner Meinung nach der Reiseführer falsch erklärt hatte. Er sprach über die Selektionen bei der Ankunft der Häftlinge und den Berechnungen, dass es immer zwischen 60 und 70 Prozent der Ankommenden waren, die sofort ins Gas mussten. Der Rest wurde zum Arbeiten abgeführt. Der Mann, der uns durch das Lager geführt hatte, sprach angeblich nur von wenigen, die nicht sofort vernichtet worden waren. Und mein Vater blieb ganz ruhig dabei. Sprach und beendete seine Rede mit der Frage: «Kannst du dir überhaupt vorstellen, wie furchtbar das alles damals war?»

Es war das Sachliche an ihm, wenn ich heute zurückdenke, was so erschreckend war. Dieses Berichten, Beschreiben, dieses sorgfältige Aneinanderreihen von Erlebnissen. Nie hatte ich ihn z.B. in Tränen gesehen. Nie hatte ich erlebt, dass er aufhörte zu reden, stockte, dass er nicht imstande war, zu erzählen. Immer diese eintönigen Berichte, fast wie heruntergelesen.

Ich bin nur mit meinem Vater aufgewachsen. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Sie starb bei einem Bombenangriff. Ich war erst ein paar Monate alt. Wir hatten dann später eine Kinderfrau zu Hause, die sich um den Haushalt und um mich kümmerte. Er behandelte diese Kinderfrau immer sehr gut. Er war, wie ich schon sagte, ein ruhiger, freundlicher Mensch. Alles war seiner Meinung nach erklärbar und hatte seine eigene Logik. Begreift man erst, warum etwas geschehen ist, löst sich das Unverständnis und die grausame Phantasie in Nichts auf.

Alles, was damals geschah, war für meinen Vater ein System von Ursache und Wirkung.

Sein Vater war Offizier, also wurde auch er Offizier. Seine Eltern waren begeisterte Anhänger der Nazis, so wurde auch er einer. Die ganze Familie, aus der er stammt, war von Anfang an dabei. Sein Vater, den ich übrigens nie kennenlernte, da er im Krieg fiel, war sogar mit Hitler bekannt. Mein Vater erzählte manchmal, dass er Hitler in den Anfangsjahren, so zwischen 1930 und 1933, auch persönlich öfters gesehen hatte. Seine Worte dazu: «Man konnte sich seiner Anziehungskraft nicht widersetzen.»

So war das Schreckliche, was während des Krieges geschah, für ihn auch eine Folge von Bedingungen und Umständen. Aber, wenn ich ehrlich bin: Mein Vater beschönigte nichts. Er sprach von Mördern und Verbrechen. Nie entschuldigte er oder versuchte zu erklären, dass vieles nicht stimmen würde, was heute durch die Presse geht oder in unseren Lehrbüchern stand. Aber schuldig, schuldig fühlte er sich selbst nie. Kein einziges Mal auch nur, dass er einen Fehler begangen hätte oder an einem Verbrechen beteiligt gewesen wäre. Er war ein Opfer der Umstände. Und ich, ich glaubte ihm immer alles. Glaubte seinen Beteuerungen und hielt alles, was geschehen war, für einen furchtbaren Unglücksfall. Ohne ihn jemals der Mitschuld zu verdächtigen. Doch alles hat sich geändert, als mein Sohn kam und er mein Weltbild zerstörte. Aber dazu komm' ich später.

Ich machte 1962 das Abitur und begann, Psychologie zu studieren. Später wechselte ich das Fach und machte meine Ausbildung als Studienrätin fertig. Schon zu Beginn des Studiums lernte ich Horst kennen. 1965 heirateten wir und 1966 kam mein Sohn Dieter zur Welt. Mein Mann, der Horst, ist auch Lehrer. Seine Fächer sind Deutsch und Geschichte.

Dieter kam vor drei oder vier Jahren nach Hause und erzählte, er habe sich einer Arbeitsgruppe angeschlossen, die

sich mit der Geschichte und dem Schicksal der Juden in unserer Stadt beschäftigte. Grossartig, sagte ich und war stolz auf ihn. Und Horst, der ja Geschichte unterrichtet, sagte ihm, er wolle ihm helfen, wo er könne, ob mit Hinweisen oder Büchern oder sonstwie. Horst und ich waren ganz unbefangen in dieser Sache. Sogar ein wenig stolz, dass sich unser Sohn mit solch wichtigen Dingen beschäftigte.

Dieter traf sich regelmässig mit seinen Freunden. Einmal bei den Eltern des einen, einmal bei anderen und oft auch bei uns zu Hause. Sie wühlten in Unterlagen des Stadtarchivs, schrieben Briefe an jüdische Gemeinden und versuchten, Überlebende aus der Stadt zu finden.

Doch nach ein paar Wochen änderte sich plötzlich alles. Ich bekam ein Gefühl des Unbehagens. Dieter war kaum mehr zu Hause, jede freie Minute mit seinen Freunden zusammen. Und ich spürte irgendwie, dass, je länger er sich mit der Sache beschäftigte, er sich mehr und mehr uns entzog. Er sprach kaum noch über seine Arbeit mit uns, erzählte nichts mehr und wurde immer verschlossener.

Eines Tages während des Abendessens – Horst und ich versuchten, auf ihn einzureden, wir fragten ihn, wie es denn mit der Arbeit in der Gruppe stünde – sah er plötzlich vom Teller auf, sah mir in die Augen und sagte in einem ziemlich aggressiven Ton: «Was hat eigentlich Grossvater während des Krieges gemacht?»

Ich dachte mir, gut, er interessiert sich und hat ein Recht zu wissen, was Grossvater damals getan hat. Und ich sollte ihm erzählen, was ich wusste. Mein Vater war damals im Altersheim, etwa 80km von uns entfernt, und wir besuchten ihn etwa ein- oder zweimal im Monat, nahmen jedoch sehr selten Dieter mit. So erzählte ich Dieter, was ich wusste von damals, diesem Damals, das ich nur aus Berichten meines Vaters kannte. Ich versuchte zu erklären, darzustellen, zu beschreiben, erläuterte und berichtete von einer Phantasiewelt, wie

ich heute weiss, die nichts mit der Realität zu tun hatte. Dieter hörte eine Weile zu, ohne mich anzusehen. Sprang dann plötzlich auf, knallte Gabel und Messer auf den Tisch, mit deren Griffen er, während ich redete, auf den Tisch geklopft hatte, sah mich mit grossen verschreckten Augen an und schrie: «Du lügst, er ist ein Mörder! Du lügst, du lügst! Grossvater war ein Mörder und ist ein Mörder.» Immer wieder schrie er es, bis Horst aufstand und ihm eine Ohrfeige gab. Dann schrie ich die beiden an, es war schrecklich.

Dieter rannte in sein Zimmer, warf die Tür zu und kam für den Rest des Abends nicht mehr zu uns heraus.

Irgend etwas zerbrach in dem Jungen. Wie oft habe ich versucht, mit ihm zu reden, ihm zu erklären, was damals – dieses verdammte Damals! – geschehen ist. Ich sprach wie gegen eine Wand. Er sass vor mir, starrte auf seine Knie, krampfte die Finger ineinander und antwortete nie. Es war zwecklos. Er wollte von mir nichts hören, ebensowenig von Horst.

Ein paar Wochen später kam er nach Hause, holte aus seiner Schulmappe ein paar Papiere und legte sie vor mir auf den Küchentisch. Es waren alte Dokumente.

«Kennst du eine Familie Kolleg?» fragte er mich. «Nein, nie gehört», antwortete ich ihm. «Hier», er wies auf die Papiere auf dem Tisch, «sie wohnten einmal in diesem Haus hier.» «Du meinst, in unserem Haus?» fragte ich. Und versuchte, eines der Dokumente zu entziffern. «Ja, wo wir jetzt wohnen», sagte er. Ich wusste nicht, worauf er hinauswollte. «Ja und, was willst du damit sagen?» fragte ich ihn. «Nichts Wichtiges», antwortete er und sprach ganz ruhig. «Die Kollegs wurden 1941 abgeholt, aus diesem Haus hier, starben 1944 in Auschwitz. Dein lieber Vater ist mit deiner lieben Mutter einen Tag nach der Verschleppung hier eingezogen.»

Dann riss er mir das Blatt aus der Hand und schrie mich an: «Soll ich dir vorlesen? Soll ich dir vorlesen? Hier, hier steht

es. ‚Hier wohnten Martha Kolleg, 2 Jahre alt, Anna Kolleg, 6Jahre alt, Fredi Kolleg, njahre alt, Harry Kolleg, 42jahre alt, und Susanne Kolleg, 38 Jahre alt. Abgeholt am 10.November 1941. Deportiert am 12. November 1941. Offizielles Todesdatum der Kinder und der Mutter am 14.1.1944. Vater gilt als verschollen. Ort des Todes: Auschwitz. Todesart: –‘ Willst du noch Genaueres wissen? Mutter? Und von alldem hast du angeblich nie etwas gewusst? Von alldem hat dein Vater nie etwas erzählt?»

Ich sagte damals gar nichts. Fing nervös an, in der Küche herumzuhantieren. Wusste auch gar nicht, was ich darauf hätte sagen sollen. Vater hatte mir nie davon erzählt, dass wir in einem beschlagnahmten Haus wohnten. Ich ging immer davon aus, es sei ein alter Familienbesitz. Aber, was zum Teufel, hätte ich wirklich meinem Sohn sagen sollen? Mich verbünden mit ihm und den eigenen Vater verurteilen?

Ich versuchte, mit meinem Mann darüber zu sprechen, und Horst versprach mir, mit Dieter einmal in Ruhe zu reden. Aber dieses Gespräch half uns auch nicht weiter. Im Gegenteil, mein Sohn wandte sich nun auch noch gegen meinen Mann.

Horst war auch nicht sehr geschickt mit seinen Ratschlägen. Er ist ein überzeugter Anhänger der Grünen und bezeichnet sich selbst als Linken. Seiner Meinung nach sind unsere heutigen Probleme andere, z.B. ökologische und die der Atomkraft. Und in dieser Richtung versuchte er, Dieter zu beeinflussen. Sprach immer wieder davon, dass Faschismus kein Thema für einen jungen Deutschen heute sei und dass die Vergangenheit Vergangenheit sei und endlich vergessen werden sollte. Faschismuskritik sei eine Sache von Philosophen, nicht von jungen Pubertierenden. Junge Leute sollten heute demonstrieren gegen Atomkraftwerke, gegen die Verschmutzung der Umwelt. Alles andere sei gesellschaftlich bedingt und müsse im Zuge einer gesellschaftlichen Veränderung ver-

ändert werden, und dann würde es auch keinen Faschismus mehr geben, bläh, bläh, bläh; alles ein theoretisches Gefasel, und Dieter sass vor ihm, schüttelte immer wieder den Kopf und versuchte, ihm zu widersprechen, aber Horst liess es nicht zu.

Als dann Dieter gar nichts mehr sagte und Horst weiter und weiter redete, versuchte ich, die beiden zu unterbrechen, und fragte Dieter, was er denn dazu nun sage. Dieter sah mich an, sah Horst an und sagte einen einzigen Satz: «Und was hat das alles damit zu tun, dass mein eigener Grossvater ein Mörder ist?» Stand auf und ging in sein Zimmer.

Die nächsten Wochen waren ein Greuel. Jeden Abend Diskussionen, Schreiereien, Tränen und Beschuldigungen. Dieter und ich prallten aufeinander, wie zwei aus verschiedenen Religionen, mit verschiedenen Wahrheiten. Horst flüchtete sich vor den Fernsehapparat und mischte sich überhaupt nicht mehr ein. Hie und da kam er mit sinnlosen Ratschlägen, wir sollten doch lieber aufhören und alles nicht so ernst nehmen. Aber das half uns nicht weiter; im Gegenteil. Dieter nahm alles ernst.

Langsam entwickelte sich in mir ein Gefühl der Angst, den eigenen Sohn zu verlieren. Der Bruch mit meinem eigenen Vater hatte nie stattgefunden, trotz der vielen Berichte und Beschreibungen, die ich von ihm erfuhr. Nun musste ich fürchten, dass sich dieser Bruch zwischen meinem Sohn und mir ereignen könnte. Ich kam in die verzweifelte Situation, zwischen meinem Sohn und meinem Vater entscheiden zu müssen.

Ich wollte es natürlich zuerst mit dem Sohn versuchen. Nachdem wir vielleicht zwei Wochen lang überhaupt nicht miteinander gesprochen hatten, bat ich eines Abends Dieter, mir noch einmal zuzuhören. Ich versuchte, ihm zu erklären, wie Opa mir seine Erlebnisse weitergegeben hatte, erzählte ihm von dem Besuch in Auschwitz und anderen Erlebnissen aus

meiner Jugend. Ich hatte die ehrliche Absicht, ihm zu zeigen, wie die Geschichte meines Vaters und die des Nationalsozialismus an mich weitergegeben worden waren, wie ich darauf reagierte und inwieweit es mich überhaupt beschäftigte. Auch den Unterschied der beiden Generationen versuchte ich ihm klarzumachen. Wir wären doch in seinem Alter nie auf die Idee gekommen, in Arbeitsgruppen die Geschichte der Stadt während der Nazizeit zu erforschen. Wie blöd und naiv und auch uninteressiert waren wir damals gegenüber der Jugend heute. Oder was auch möglich war: Wie sehr belastet dieses Thema damals noch war.

Es war ein sehr wichtiges Gespräch damals. Dieter hörte ganz ruhig zu, stellte mir eine Menge Fragen und war nicht mehr so abwehrend. Aber ich glaube, das wichtigste für Dieter war, dass ich ihm versicherte, dass ich Opa nicht um jeden Preis verteidigen würde. Dass der Grossvater nicht zwischen ihm und mir stehen dürfe und er in mir nicht eine ehemalige Nationalsozialistin sehen könne, die heute immer noch an vergangenen Idealen hängt. Auch verstand er, dass es nicht so einfach ist, den eigenen Vater als Mörder zu verurteilen, wenn man ihn von dieser Seite nie erlebt oder gesehen hat und er auch nie diese Seite von sich ehrlich und offen dargestellt hätte.

Nun gut, ich bat im Grunde genommen meinen Sohn um Verzeihung und ausserdem noch um mehr Verständnis für meine Situation. Ausser Zweifel liess ich meine eigene Abwehr gegen die Zeit damals und die Taten von Opa. Das war wahrscheinlich entscheidend dafür, dass Dieter und ich wieder zueinanderfanden.

In den Tagen nach diesem wichtigen Gespräch geschah etwas Wunderschönes für mich. Ich solidarisierte mich mit meinem Sohn – gegen den eigenen Vater. Ich interessierte mich mehr und mehr für seine Arbeit in der Gruppe, und er zeigte mir auch alles, was er mit seinen Freunden sammelte und er-

forschte. Seine Arbeitsgruppe kam nun immer öfter zu uns, und ich sass meist ganz still in der Ecke und hörte ihnen zu. Es war faszinierend für mich, mitzuerleben, wie junge Menschen heute mit Geschichte umgingen. Diese Generation war einfach unbefangener und hatte weniger Ängste und Hemmungen.

Aber in Ordnung war längst noch nicht alles. Immer noch besuchte ich meinen Vater jeden Sonntag, und jedes Mal, wenn ich ihn sah, nahm ich mir vor, mit ihm zu reden. Aber ich schaffte es nicht. Er konnte kaum noch gehen, hörte schlecht, und ich fuhr ihn meistens im Rollstuhl durch den Park des Altersheims. Ich brachte es nicht fertig, ihn auf die Umstände anzusprechen, wie er zu dem Haus gekommen war, in dem auch ich jetzt wohnte.

Ich versuchte, Dieter dazu zu überzeugen, dass er mitkommen sollte, um mit Opa zu sprechen. Er wollte nicht. «Er ist dein Vater», meinte er dazu. Ich glaubte allerdings damals, dass auch ihm ein Gespräch mit Opa unangenehm sei.

Doch nach ein paar Wochen hatte ich Dieter so weit, dass er mitkam. Opa freute sich, als er meinen Sohn sah, er hatte ihn fast ein Jahr nicht mehr gesehen. Er fragte ihn nach der Schule, und die beiden unterhielten sich, als wären sie gute Freunde. Ich dachte damals schon, dass Dieter seine Absichten aufgegeben hätte. Aber ich täuschte mich. Nach einem anfänglichen Herumgerede über alles Mögliche kam Dieter zur Sache.

Er stellte meinem Vater dieselbe Frage wie mir: Ob er die Familie Kolleg kenne? Nein, antwortete dieser, er hätte nie von ihr gehört. Dieter fragte weiter, wie denn Opa zu dem Haus gekommen sei, in dem wir jetzt wohnten. Er hätte es gekauft, antwortete ihm mein Vater. Von wem denn, fuhr Dieter fort. Von einem Hausverwalter, sagte wieder Vater. Ob er denn wisse, wer vorher in dem Haus gewohnt habe, fragte ihn Dieter. Nein, wisse er nicht, sagte Vater.

Und so ging das Gespräch hin und her, ohne dass Dieter wirklich meinen Vater angriff. Er stellte ihm einfache Fragen, und mein Vater antwortete, ohne herumzureden, so wie er immer sprach. In mir kam langsam der Verdacht auf, dass Vater vielleicht wirklich nichts wusste. Aber Dieter mit seiner fast schon penetranten Art, Fragen zu stellen, liess nicht locker. Bis Grossvater die Geduld verlor. «Was versuchst du herauszubekommen», fragte er Dieter. Und Dieter erzählte ihm von der Arbeitsgruppe und den Unterlagen, die sie über das Haus gefunden hatten, von dem Nachweis der Verschleppung der Familie Kolleg, die in unserem Haus wohnte.

Aber mein Vater wehrte alles ab. Das habe er nicht gewusst, er habe das Haus ganz normal gekauft, und er würde heute zum ersten Mal davon hören, dass in dem Haus vorher Juden gewohnt hätten. Dieter glaubte ihm nicht, verzichtete aber darauf, mit Opa einen Streit zu beginnen. Er flüsterte mir zu, dass es keinen Sinn habe, mit Opa darüber zu reden. Und so liessen wir es.

An diesem Tag starb mein Vater für mich. Den Menschen, den ich in den folgenden Monaten besuchte, kannte ich nicht mehr, und er interessierte mich auch nicht mehr. Belangloses sprach ich vor mich hin, während ich ihn durch den Park schob, keine wirklichen persönlichen Gespräche gab es mehr. Vater war für mich seit dem Besuch mit Dieter ein Lügner. Und ich wollte gar nicht daran denken, was er mir im Laufe meines Lebens alles für Lügen erzählt hatte. Nichts war mehr sicher, alles konnte vielleicht nur teilweise oder verdreht berichtet worden sein.

Heute besuche ich Vater nur noch einmal pro Monat. Dieter kam seit damals nicht mehr mit. Ich fragte ihn auch gar nicht. Ich bin heute auf seiner Seite, und all meine Hoffnungen liegen bei ihm. Er ist unbeeinflusst von der Generation meines Vaters, und das ist gut so. Er wächst wesentlich freier auf als ich und ist auch lange nicht so autoritätsgläubig. Aber das ent-

scheidende Erlebnis mit meinem Sohn ist sicherlich das Lösen mit und durch ihn von meinem Vater. Dieser alte Mann im Heim dort ist mir völlig fremd. Würde ein anderer im Rollstuhl sitzen, den ich durch den Garten fahre, es würde mir nicht auffallen.

GERHARD, 41

Der Ratlose

Das ist gut, dass ich hier bei Ihnen darüber sprechen kann. Meinem Vater hat man immer alles Mögliche in die Schuhe geschoben, und nichts davon war wahr. Jetzt kann ich endlich einiges richtigstellen. Von 1940 bis 1945 war er Bürgermeister hier in unserer Stadt. Meine Mutter war die BDM-Führerin. Mein Vater kommt aus einer Kaufmannsfamilie. Seine Eltern hatten einen Fleischerladen, einen ganz kleinen, da war nichts Besonderes dran. Es hat gerade gereicht, die Kinder und die Eltern zu ernähren. Die Eltern meines Vaters habe ich noch kennengelernt, als ich ein kleiner Bub war. Meine Mutter kommt auch aus der Stadt hier. Sie hat ihren eigenen Vater nie gesehen. Der ist schon im Ersten Weltkrieg geblieben. Er war ein Arbeiter. Die Grossmutter, also die Mutter meiner Mutter, hat zu Hause genäht.

Mein Vater ist 1910 geboren, meine Mutter 1914. Ich glaub', beide Familien leben schon lange, seit vielen Generationen, hier in dieser Stadt. Der Vater lebt heute nicht mehr, die Mutter auch nicht. 1979 starb der Vater, 1982 die Mutter.

Der Vater hat sich schon früh der Partei angeschlossen. Wann, weiss ich nicht, aber er hat immer gesagt: Ich war von Anfang an dabei. Bei so einer Veranstaltung der Partei hat er auch meine Mutter kennengelernt. Das muss eine schöne Zeit damals gewesen sein. Beide waren immer ganz begeistert, wenn sie darüber erzählten. Neben seiner Arbeit im Geschäft

hat der Vater soviel Zeit wie möglich in der Partei verbracht. Für sein Ziel – hat er immer gesagt – hat er sich voll und ganz eingesetzt. Die Mutter hat sich für die Jugend interessiert. Die hat immer Kinder gern gehabt.

Wir waren vier Kinder zu Hause. Die Mutter war immer die wichtigste Person im Haus. Der Vater brüllte oft und schlug auch nicht selten, aber letzten Endes geschah, was die Mutter wollte. Ich habe zwei Brüder und eine Schwester. Der älteste heisst Stefan und wurde 1936 geboren. Dann kam Gudrun 1939 und Anton 1941. Ich bin der Jüngste und 1946, also nach dem Krieg geboren.

Der Stefan ist Installateur geworden und hat heute sein eigenes Geschäft. Gudrun ist zu Hause, hat zwei Kinder, und ihr Mann ist bei der Post. Anton arbeitet in einer Autowerkstatt und ist dort Vorarbeiter. Ich habe einen Fleischerladen, und der ist mein eigenes Geschäft. Nicht das meines Vaters. Er hat es verkauft und ist dann ganz in die Politik gegangen.

Ich bin verheiratet, und meine Frau hilft mir im Geschäft. Unser Sohn Gustav ist zwölf Jahre alt und geht in die Schule. Uns geht's ja nicht schlecht, wenn da nicht diese Zeit gewesen wäre, in der mein Vater sich politisch engagiert hätte. Das wurde ihm später sehr übelgenommen. Immer wieder hat man ihn angegriffen. Nach dem Krieg – der war schon lang kein Bürgermeister mehr – ist man immer wieder auf ihn losgegangen. Da er sein Geschäft verkauft hatte, wollte er, musste er eine Arbeit suchen, was nicht einfach war. Aber Gott sei Dank stellte ihn der Besitzer der Holzfabrik ein, der immer schon auf seiner Seite war. Beide kannten sich von früher, und der eine half dem anderen, als die Zeiten schlechter wurden. So wie mein Vater ihm half, als er Bürgermeister war. Der konnte Gott sei Dank nach dem Krieg seine Holzfabrik behalten und dann wieder meinem Vater helfen. Der Vater war dann viele Jahre lang Direktor der Firma. Das war schon gut, weil wir auch andere Dinge billiger über die Firma

bekamen. Nach dem Krieg baute der Vater ein neues Haus. Und auch bei der Einrichtung von meinem Geschäft hat er mir geholfen. Heute lebe ich in dem Haus, und viel ist da mit Holz.

Die Mutter war nach dem Krieg immer zu Hause. Mit den vielen Kindern war es wahrscheinlich auch gar nicht anders möglich. Die hat auch zu Hause genäht so wie ihre Mutter. Lang hat sie versucht, im Kindergarten der Stadt mitzuarbeiten. Aber die haben sie nicht lassen. Da war irgendwer, der böse auf sie war. Warum, weiss ich nicht. Was hatte sie schon getan? Sie hat damals mit den jungen Leuten gespielt und ist wandern gegangen, was konnte man der schon vorwerfen. Aber einige rächten sich wahrscheinlich, um sich selbst Vorteile zu verschaffen.

So richtige Schwierigkeiten hatte der Vater gar nicht nach dem Krieg. Nur Bürgermeister durfte er nicht mehr sein. Auch die anderen politischen Parteien haben ihn nicht mehr aufgestellt, so dass er auch nicht mehr im Bürgermeisteramt tätig sein konnte. Man hat ihm von heute auf morgen alles weggenommen. Er hat oft gesagt, lange nach dem Krieg: Dieselben haben ihm's genommen, die's ihm vorher gegeben haben. Da waren ein paar böse auf ihn, und ich weiss bis heute nicht, warum. Auch mich haben manche beschimpft, früher als ich noch klein war. Dein Vater war ein alter Nazi, einer der ärgsten, sagte einmal ein Lehrer zu mir. Aber es war Gott sei Dank nur einer von den Lehrern. Der hatte einen richtigen Hass auf mich. Wann immer eine Prügelei war und ich dabei war und er kam dazu, zog er mich heraus und schrie mir ins Gesicht, dass er von mir nichts anderes erwartet hätte. Mein Vater sprach von ihm als dem alten Sozi, der nicht vergessen kann. Der war so ein richtiger Feind von meinem Vater. Auch wenn die sich auf der Strasse begegnet sind, sahen sie einander nicht ins Gesicht und grüssten sich nicht. Jeder sah in eine andere Richtung. Angeblich war mein Vater schuld, dass der

Lehrer ins Gefängnis gekommen ist. Das sagte mir mal der Heinz, der Sohn vom Lehrer. Der Heinz ist ein Jahr jünger als ich und ging in eine Klasse tiefer in der Schule. Aber nicht in die gleiche Schule wie ich, weil da ja sein Vater als Lehrer war. Die Lehrerfamilie wohnte ganz in der Nähe von uns. Aber mein Freund war der Heinz nie. Der war aufgehetzt wie sein Vater. Mein Vater hätte ein paar hundert Leute auf dem Gewissen, sagte der Heinz einmal zu mir. Und sonst noch andere verrückte Sachen. Als ich ihn anschrie, er solle verschwinden und mich in Ruhe lassen, schrie er zurück, ich sollte einmal meinen Vater fragen, was denn mit den Juden hier in der Stadt gewesen wäre. Ich hab' dann auch meinen Vater gefragt, und der hat mir erzählt, dass die alle nach Amerika ausgewandert seien und dort ein gutes Leben führten. Wahrscheinlich geht's denen heute besser als uns hier. Wenigstens haben die keine Bomben kennengelernt und keinen Krieg gehabt. Viele Jahre später ist dann wirklich einmal ein Ehepaar aus Amerika gekommen. Zwei alte Leute und zwei jüngere so vielleicht in meinem Alter. Und die kamen mit einem riesen schwarzen Mercedes in unsere Stadt, gingen herum und wurden vom Bürgermeister empfangen. Die sahen nicht so aus, als hätte man ihnen alles weggenommen. Weggenommen hat man nur meinem Vater alles. Und begrüßt wurden die und herumgeführt, richtig als Gäste. Bei all den Dingen, wenn's um die Nazizeit geht, wird der Vater immer gleich wütend. Wenn die im Fernsehen von den vielen Toten sprechen und den Verbrechen der Nazis, dann schreit er herum: «Die sollen uns nicht immer alles in die Schuhe schieben.» Oder er schreit: «Alles Lügen, alles Lügen.» Oder: «Die machen uns immer nur schlecht, die machen uns immer nur schlecht.»

Wir Kinder wussten nie so genau, warum er sich immer so aufregte. Aber wir wussten, dass es besser ist, mit ihm nicht über den Krieg zu sprechen. Also haben wir es nicht getan.

Die Mutter sagte, es war am Anfang eine schöne Zeit und dann eine furchtbare Zeit, und wir sollten froh sein, dass wir sie nicht erlebt hätten. Mein Bruder Stefan, der war ja schon neun, als der Krieg aus war. Stefan und Gudrun erzählten mir oft, als ihnen die amerikanischen Soldaten Schokolade gaben. Stefan kann sich auch genau erinnern, als die Amerikaner kamen. Die waren immer so freundlich. Selbst als sie kamen und den Vater holten, gaben sie den Kindern Kaugummi und Schokolade. Aber der Vater war bald wieder zu Hause. Die konnten ihm ja nichts tun, er war ja nur ein Bürgermeister.

Naja, was gibt es sonst noch zu sagen? Ich war nie politisch engagiert. Bin auch bei keiner Partei. Das hätte mir doch nichts genützt, die hätten mir doch nicht helfen können. Ich kümmere mich lieber nicht darum. Ich gehe wählen, ja das schon, aber keine Funktionen, keine Posten dort, ich kümmere mich lieber um das Geschäft. Das ist alles, was mich interessiert. Obwohl – und das ist komisch, weil sie meinen Vater immer so beschimpft haben – ich vielleicht Chancen gehabt hätte. Die haben mich oft gefragt, alle Parteien, ob ich nicht mitmachen will. Die hätten mir sogar einen sicheren Platz gegeben, um ins Stadtparlament hineinzukommen. Aber mein Vater wollte das nicht. Er sagte immer: Wenn sie den einen nicht wollen, sollen sie auch den anderen nicht kriegen. Ihn haben sie nie mehr genommen. Da ging ich auch nicht hin.

Aber trotzdem haben wir es oft schwer gehabt. Ohne dass der Vater Bürgermeister war, gab's viele Nachteile. Schauen Sie, der Reimer zum Beispiel. Dem sein Onkel war dann später Bürgermeister. Der hat auch einen Fleischerladen und hat ihn in der Fussgängerzone bekommen. Das ist das beste Lokal in der Stadt. Die ganzen Leute, die dort vorbeigehen, kaufen bei ihm ein. Der macht das ganz praktisch, der verkauft neben Wurst und Fleisch auch noch kleine Speisen und Imbisse und hat ausserdem die Bewilligung bekommen, noch drei Tische

zu machen. Und was hab' ich bekommen gegen den Reimer? Das lächerliche kleine Geschäft ausserhalb auf der Strasse. Nur weil sein Onkel ein Sozi ist und dann Bürgermeister wurde. Ist das vielleicht Gerechtigkeit? Die Stadt, die neue Zeit, von der der Lehrer immer sprach, die nach 45 begonnen hat? Was hat sich denn da schon viel geändert? Und meinen Vater, den haben sie genauso gewählt wie später den anderen. Damals war eine Mehrheit für ihn, so wie später eine andere Mehrheit für den anderen war. Ich frage mich, wieso da der schuld sein soll, der von der Mehrheit gewählt wird? Das Resultat von dem Ganzen: Der Reimer hat sein Lokal in der Fussgängerzone und ich nicht. Was habe ich nicht immer in der Schule und auch sonst im Fernsehen von den Opfern des Krieges gehört. Aber die Opfer, das waren immer die anderen. Und wie war's bei uns? Darüber hat niemand geredet. Der Bruder von meinem Vater, der ist nie aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrt. Die beiden Brüder der Mutter sind gefallen. Ein halbes Dutzend Verwandte meines Vaters lebte während des Krieges in München und sind bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Wir haben doch genau erfahren, was Krieg ist. Ich Gott sei Dank nicht. Aber die ganze Familie hat darunter gelitten. Aber uns haben sie nie einen Groschen gegeben nachher, immer nur den anderen. Wer weiss, wer da alles kassiert hat, nachher, und was denen wirklich passiert ist. Was uns passiert ist, ist klar: Meinem Vater haben sie die Stelle weggenommen.

Aber es gab auch wieder einen Neubeginn. Alle zusammen haben wir geholfen beim Aufbauen. Zehn Jahre später waren wir wieder eine angesehene Familie. Hatten ein schönes Haus, und der Vater war wieder wer in der Stadt. Zwar nicht mehr der Bürgermeister, aber der Herr Direktor in der Holzfabrik. Niemand hat dann noch irgendetwas gegen ihn gesagt. Ausser dem alten Lehrer natürlich.

Der Vater hat immer gesagt: Wir sind eine anständige Familie. Er war stolz auf die Kinder und zu was die es alle gebracht haben. Nur Bürgermeister durfte er nicht mehr sein. Was schade ist – ich hätt' vielleicht dann doch den Platz in der Fussgängerzone.

SIBYLLE, 39

Die Ordnende

Ich habe irgendwo einmal gelesen, der Mensch braucht drei Umarmungen täglich, um zu überleben, sechs, damit der Zustand so bleibt, wie er ist, zwölf, damit er wachsen kann. Ich glaube, die Menschen meiner Generation und die unserer Eltern haben so viele bekommen, dass sie gerade noch überlebten, wenn überhaupt. Das ging in den letzten hundert Jahren wahrscheinlich nahtlos von einer Generation zur anderen. Die Erziehungsmethoden meiner Grosseltern wurden zu jenen meiner Eltern, und wer weiss, wie ich bei meinen eigenen Kindern reagiert hätte? Mein Vater hat mir einmal erzählt, dass er zu Hause nie das bekommen hat, was er wollte. Das fing schon bei Lächerlichkeiten an. Er trank zum Essen immer so gerne Himbeersaft. Nie jedoch hat er ihn bekommen – sozusagen als Erziehungsprinzip.

Auch ich erlebte mit meinen drei Brüdern zu Hause eine stramme faschistische Erziehung. Prügel war der Alltag. Wenn das Kleid zerrissen war – Prügel. Gab es schlechte Noten – Prügel. War man frech zu den Eltern – Prügel. Es war auch möglich, dass sich kleinere oder geringere Vergehen summierten, und dann gab es später ebenfalls Prügel. Und dabei immer nach dem gleichen Ritual: Man musste selbst den Stock holen, sich über den Sessel legen, und dann ging's los. Jeder Versuch, es abzuwehren, war sinnlos. Darüber geredet wurde nicht.

Versuchte man, sich auszureden oder die Mutter zu überzeu-

gen, es nicht zu tun, wurde alles noch schlimmer. Die Mutter schlug mich, der Vater meine Brüder. Einzige Möglichkeit zum Ausweichen war: sich nicht erwischen lassen. Diese Methode wurde auch akzeptiert, war sozusagen eine anerkannte, um den Prügeln auszuweichen. Mein Vater sprach das oft aus: Lass dich nicht erwischen!

Dazu kam noch die Hackordnung unter den Geschwistern und die Prügeleien meiner älteren Brüder. Ich bekam es von den Brüdern und von den Eltern.

Warum ich das faschistisch nenne, kann ich dir sagen. Uns wurde jede Selbstachtung regelrecht herausgeprügelt. Das Rückgrat wurde zerschlagen. Selbstbewusstsein und auch die Freude am Leben im Kreis der Familie wurden zertreten.

Ich weiss noch, wie ich mich damals als Kind immer wieder über das Kind ‚Hänschen klein‘ ärgerte. Warum wollte dieses blöde Kind zurück? Nur weil die Mutter weinte? Ich dachte immer, es solle doch froh sein, endlich von zu Hause weg zu sein.

Ich wollte immer weg. Am liebsten dorthin, wo mich keiner kennt und keiner weiss, wie schlecht ich bin. Und schlecht musste ich doch sein, sonst hätten meine Eltern mich nicht immer geschlagen. Vor kurzem sprach ich mit meiner inzwischen alt gewordenen Mutter über diese ewigen Schläge. Sie hat sich jedoch leider nicht geändert. Ein Unrechtsbewusstsein gibt es auch heute nicht. Ihr einziger Kommentar dazu: «Wenn du damals artig gewesen wärest, hätte dich auch niemand geschlagen.» Und dann fügte sie noch hinzu: «Du hast es ja gerne gehabt.» Nie habe ich diesen Satz verstanden.

Aber dieses Sichloslösen von den Eltern hat für mich Jahrzehnte gedauert. Erst seit zwei Jahren habe ich das Gefühl, frei und selbständig zu leben. Früher war alles anders.

Als Kind habe ich zum Beispiel die Geschichte Abrahams, der seinen Sohn opfern sollte, ganz anders erlebt als die anderen Kinder. Ich dachte immer, die Eltern haben das Recht,

ihre Kinder zu töten. Aber auch mein Vater war schon das ungeliebte Kind in der Familie. Er hatte einen Bruder, der war um zwei Jahre älter und starb, als er nur zehn Jahre alt war. Dieser war der eigentliche Lieblingssohn des Vaters. Der Grossvater starb sehr früh, trank angeblich täglich drei Flaschen Wein und arbeitete in der Stahlindustrie. Auch mein Vater war dann als Kaufmann in der Stahlindustrie. Während des Krieges arbeitete er in Oberschlesien. Er war auch freigestellt, bis zum Ende des Krieges.

Meine Mutter stammt aus der Gegend von Magdeburg. Ihr Vater hatte sich hochgearbeitet und besass später seine eigene Ölmühle. Der Bruder ist in den letzten Kriegstagen gefallen.

Es gab da weder beim Vater noch bei der Mutter ein harmonisches Zusammenleben der beiden Generationen, Eltern und Grosseltern. Immer nur Streit und Zank. So bin auch ich ohne Grosseltern aufgewachsen.

Meine Mutter ist 1919 geboren und hat sehr jung, mit 20 oder 21, meinen Vater kennengelernt. Er war damals schon der Leiter eines Rüstungsbetriebes. Ein sehr schöner, grosser Mann. 1,84, schlank, dunkelblonde Haare. Sie heirateten sehr bald, und 1942, 43 und 44 kamen meine drei Brüder zur Welt. Ich bin das einzige Nachkriegskind und wurde 1946 geboren.

Mein Vater war von Anfang an bei der SS. Schon als junger Student war er als Saalschutz mit dabei. Auch erzählte er, dass er mitgeholfen hat, Hitler im Rheinhotel Dreesen in Bad Godesberg abzuschirmen. Er hat es immer damit begründet, dass er sich nützlich machen wollte.

Aber es war nicht so sehr wichtig für mich, was er während des Krieges getan hat. Er hat, glaube ich, wirklich nichts getan. Zumindest war er in keinem KZ oder Vernichtungskommando. Aber das Nachher. Die Fortsetzung seiner Denkweise nach dem Krieg. Und die ständigen Sprüche, das war

das Furchtbare. Bis zuletzt hat er nicht nachgegeben. Ausser vielleicht im letzten halben Jahr, als er sehr krank war.

Ich habe mir erst vor ein paar Tagen überlegt, als ich an unser Gespräch jetzt hier dachte, wann ich zum ersten Mal Näheres über die Verbrechen während der Nazizeit gehört habe. Ich glaube, ich war zwölf oder dreizehn Jahre alt. Wir hatten einen Pfarrer, der im Konfirmationsunterricht dieses Thema stark angesprochen hat. In der Schule war damals noch kein Wort zu hören. Aber ich weiss, ich war mit dreizehn in den Ferien in der Schweiz in einem Mädchenpensionat, um Französisch zu lernen. Dort waren viele amerikanische jüdische Mädchen. Ich war damals sehr überrascht, wie freundlich die alle zu mir waren. Eigentlich habe ich erwartet, dass die mich schneiden.

Auf jeden Fall wusste ich zu dieser Zeit schon, was los war. Aber so richtig erfuhr ich es erst mit 17. Ich besuchte damals Verwandte in der DDR, und irgendwie kam es zu einem Besuch von Sachsenhausen. Die DDR-Begleitung wollte uns Besuchern aus dem Westen immer wieder klarmachen, dass wir es waren, die Schuld an all dem hatten. Ihr aus dem Westen seid die Bösen, wir haben das gar nicht getan. Wir sind die besseren Deutschen.

Sie haben uns die Keller gezeigt und die Filme der Amerikaner, als sie das Lager befreiten. Nachher sass ich alleine auf dem Rasen vor dem Eingang und hab mich gewundert, dass die Sonne noch scheint.

Zu Hause erzählte ich meiner Mutter, was ich gesehen hatte. Ihr einziger Kommentar: «Was du dir auch immer antust.» Und damals fingen auch die Sprüche meiner Eltern an. Oder vielleicht reicht auch mein Erinnerungsvermögen in diese Zeit zurück. Je mehr ich in der Schule über diese Zeit oder zu Hause davon sprach, desto häufiger waren die aggressiven Reaktionen des Vaters, der dann z.B. sagte: «Diese verdammte Schule, diese Nestbeschmutzer. So schlimm war doch damals

das gar nicht. Und das mit den 6 Millionen Juden ist auch übertrieben.»

Meine Eltern hatten das Buch von Eugen Kogon, ‚Der SS-Staat. Sie fanden darin eine Stelle, wo über einen KZ-Arzt geschrieben wurde. Jetzt kannten jedoch meine Eltern diesen Arzt, und gerade an dem erwähnten Tag war er zu Hause bei meiner Mutter, als er einen meiner Brüder zur Welt brachte. Damit war für meine Eltern klar, dass nicht nur Kogon lügt, sondern alles andere auch erlogen war.

Sie haben immer alles verharmlost. Es war für sie wie ein Unfall. Schuldbewusstsein gab es nicht. Das ging so weit, dass es in dem Zynismus gipfelte, mir einen Vornamen zu geben, der mit dem Buchstaben S beginnt. Die Abkürzung meines Namens steht daher für ‚SS‘. Ein kleiner Scherz meines Vaters, eiskalt und gefühllos. Mich liess er mit dieser Belastung durchs Leben gehen. Aber ich war diejenige, die darüber nie lachte. Dann hiess es: «Das Kind hat nicht einmal Humor.»

Je älter ich wurde, desto heftiger wurden die Auseinandersetzungen. Immer wieder drehte sich alles um die Frage: Wieviel habt ihr gewusst, und warum habt ihr nichts dagegen getan? Und manchmal, ganz selten, in kleinen Andeutungen, kam heraus, dass sie doch alles gewusst hatten. Einmal erzählte mein Vater, dass er in Eisleben auf dem Bahnhof gestanden ist. Da waren Menschen in einem Viehwaggon, die haben geschrien: «Holt uns hier raus! Die bringen uns nach Theresienstadt.» Da habe er schon gewusst, dass es ihnen schlecht ergehen würde. Doch als ich ihn fragte, was er denn getan habe, wurde er rot im Gesicht, tobte und schrie: «Was hätte ich denn tun sollen? Mit drei kleinen Kindern. Du hast leicht reden!»

Von diesem Zeitpunkt an habe ich aufgehört. Habe mir damals gedacht, es hat doch alles keinen Sinn. Jede Diskussion über das Dritte Reich ging immer Hand in Hand mit anderen Vorurteilen, die letzten Endes gar nichts mit dem Krieg zu

tun hatten. Die Juden waren Untermenschen, ebenso die Neger, die Inder konnte er nicht leiden, manchmal die Griechen nicht und manchmal die Spanier. Und alles hat er immer laut herausgesagt, egal, wo wir gerade waren. In der Kneipe oder unter Fremden. Und alle hat er verachtet, die nicht so waren wie er. Er kritisierte immer wieder die, die zu feige waren, es auszusprechen, und ging davon aus, dass alle so dachten wie er.

Niemanden hat er verschont mit seiner Verachtung. 1967 war ich mit ihm auf einer Mittelmeerkreuzfahrt. Es war der letzte Urlaub, den ich mit ihm verbrachte. Ein letzter Versuch, doch noch mit ihm zusammen eine schöne Zeit zu erleben. Von den 400 Passagieren waren zweihundert Taubstumme. Und wieder ging es los. Wobei ich damals noch so blöd war und ständig versuchte, mit ihm zu diskutieren. Sein abschließender Kommentar dazu war: «200 Taubstumme sind mir lieber als 200 Neger.» Immer der Zynismus, die unernste Art, mit meiner Argumentation umzugehen. Alles war vielschichtig, unlogisch, und in keinem Fall hat er mich wirklich ernst genommen. Das konnte so weit gehen, dass er sich furchtbar aufregte, weil ich auf dem Schiff mit einem älteren Juden tanzte und meinem Vater zum Spass sagte, ich könnte mir vorstellen, so einen zu heiraten. Zwei Tage später, als wir in Israel landeten, schwärmte er von den jungen Männern und Frauen, die in Uniformen im Hafen herumstanden.

Aber 1968, ein Jahr später, kam es zum totalen Bruch. Ich wurde über Nacht rot. In Bonn verliebte ich mich in einen von der KPD. Er gab mir ein Buch von Ernst Fischer, da hab ich zum ersten Mal etwas kapiert und fing sofort an zu agitieren. Natürlich kam es zum grossen Krach zu Hause. Ein paar Wochen später schrieb mir mein Vater einen Brief. Zuvor hatte ich mich geweigert, Weihnachten mit den Eltern zu verbringen. Das hat ihn fast zerrissen vor Wut. In dem Brief schrieb er, er verstünde nicht, wo dieser sonderbare Egois-

mus herkäme, was mich die Neger und Vietnam angingen und dass dieses ganze Gesindel von der Bildfläche verschwinden würde, ohne eine Spur zu hinterlassen. Was ein Mann ist, hätte ich noch nicht gemerkt, aber die hätten es nicht gerne, wenn man ihnen das Erworbene wegnähme. Männer hätten ihren Stolz, und ich hätte eben keine Ahnung, was ein echter Mann sei.

Meine Mutter hatte diesen Brief mitunterschieden. Die fand ihn ganz ausgezeichnet. Man muss sich das einmal vorstellen, das alles geschah 25 Jahre nach Ende des Krieges! Immer noch die gleiche Sprache, immer noch die gleiche Denkweise.

Nach diesem Brief war erst mal alles vorbei. Ich blieb alleine, losgelöst von der Familie. Auch die Brüder sind mir damals in den Rücken gefallen. Für die war die Geschichte meines Vaters nie ein Problem. Es war ja auch schwer, dem Vater Konkretes vorzuwerfen, was die Kriegszeit betraf. Bei all den Schweinereien war er angeblich durch Zufall nie dabei. Und die Entnazifizierung ging auch problemlos. Dabei hat er noch einige Monate vor Ende des Krieges, als er doch noch eingezogen werden sollte, an den ältesten Sohn – sozusagen als Vermächtnis – geschrieben. Einen Brief in der typischen Blut- und Bodensprache der damaligen Zeit. Wenn ich an diesen Brief denke, ist mir die Vorstellung unerträglich, mit dem Verfasser verwandt zu sein.

Der Vater war ein Faschist bis zu seinem Lebensende. Dabei ist es egal, was er während des Krieges gemacht hat. Wie er z.B. die Brüder verprügelt hat, das kann man sich kaum vorstellen. Einmal sollte einer von ihnen ein Gedicht auswendig lernen. Jedesmal, wenn er ins Stocken geriet, hat Vater auf ihn eingedroschen. Ich höre die Schreie heute noch. Meine Mutter nahm mich damals bei der Hand und ging mit mir fort. «Der Vater schlägt den Erich tot. Wir gehen lieber», sagte sie zu mir. Am schlimmsten war es, als wir später alleine in einem

Haus wohnten. Als es keine Nachbarn mehr gab, keine Leute über, keine Leute unter uns und Vater auch keine Angst hatte, dass ihn jemand hören könnte, war er nicht mehr zu halten. Freiwillig würde ich heute nie in ein Einfamilienhaus ziehen.

Ich versuchte damals, so mit Anfang 20, alleine auf die Beine zu kommen. Aber vieles erschreckte mich auch an mir. Vor allem meine Mitleidlosigkeit. Ich glaube, meine grösste Angst war, dass es in mir zu einer Fortsetzung der Geschichte der Eltern, Grosseltern usw. kommen könnte. Einmal sah ich auf der Strasse eine Mutter, die ihr Kind prügelte. Ich griff nicht ein. Stand daneben und tat nichts. Und der eigentliche Grund war, dass ich das Kind nicht leiden konnte. Es stand da und hat sich nicht gewehrt. Deshalb mochte ich es nicht.

Auch später in der Frauenbewegung. Wenn ich diese Bilder von verprügelten Frauen sah, war mein erster Gedanke: Recht geschieht ihnen, warum haben sie sich nicht gewehrt? Wenn sie sich wehrten, wären sie auch nicht so geprügelt worden. Ich konnte nur dann Mitleid mit jemandem empfinden, wenn dieser sich auch wehrte. Auch meine Brüder und ich haben uns nie gewehrt, wenn wir geprügelt wurden. Alles liessen wir uns gefallen. Jede erdenkliche Demütigung.

Ganz langsam hat sich jedoch alles geändert. Viele Jahre später hatte ich einen Traum von einem Kind, das von anderen misshandelt wurde. Mein erster Gedanke im Traum war: Ach, die spielen nur. In der zweiten Szene hatten sie das Kind mit dem Kopf nach unten an einen Pfahl gebunden. Ich fand das ziemlich brutal, aber dachte mir: Misch dich nicht ein. In der dritten Szene schlugen sie dem Kind mit dem Stock auf die Fusssohlen. Dann passierte es, dass ich mir dachte – wie gesagt, alles war immer noch im Traum –: Das sind ja Foltermethoden. Ich bin zu dem Kind hingegangen und hab' mich eingemischt. Das war für mich ein ganz entscheidender Traum.

1973 ist mein Vater gestorben. Bald nach seiner Pensionie-

rung erkrankte er an Krebs. Danach lebte er nur noch 6 Monate. Erst während dieser letzten Zeit hatte ich wieder ein besseres Verhältnis zu ihm. Wir haben so einen kleinen Waffenstillstand geschlossen. Zuletzt wurde er sogar weich und mild und auch einfühlbar. Ich habe mich damals sehr um ihn gekümmert. Meine Mutter war furchtbar und hat ihm alles heimgezahlt. Sie hat verhindert, dass eine Pflegerin ins Haus gekommen ist. Mein Vater hatte Darmkrebs, und sie hat ihn regelrecht gequält. Einen Einlauf gab es nur, wenn er besonders fügsam war. Zuletzt war es so schlimm, dass der Arzt darauf bestand, dass eine Pflegerin aufgenommen wurde.

Ich fand das damals schrecklich, wie sie diesen Todkranken quälen konnte. Während dieser Zeit bin ich wieder nach Hause gezogen. Aber es war eine schreckliche Zeit. Oft konnte ich nächtelang nicht schlafen.

Kurz nach dem Tod meines Vaters befreundete ich mich mit einem Mann, der 20 Jahre älter war als ich. Heute weiss ich, dass er meinem Vater sehr ähnlich war. Genauso autoritär, dogmatisch und herrschsüchtig.

Und dennoch, trotz aller Probleme während der vielen Jahre ist heute alles anders. Ich lebe mit einer Freundin zusammen und fühle mich zum ersten Mal glücklich. Meine Auswanderungspläne habe ich aufgegeben. Vor drei Jahren wollte ich noch nach Südamerika und ein ganzes Tal kaufen. Aber heute ist das alles vorbei. Ich fange sogar an, mich hier in Deutschland wohl zu fühlen. Und begreife auch, dass es mein Zuhause ist. Trotz oder obwohl das alles hier geschehen ist. Ich sehe das Hässliche, aber auch das Schöne. Und weiss genau, dass ich nicht viel ändern kann, dass sich nicht viel geändert hat und dass vielleicht alles auch wieder möglich ist. Die grossartigen pädagogischen Bewegungen der letzten 20 Jahre haben die Menschen nicht wirklich verändert. Mit Bücherwissen alleine geht das nicht.

Ich sehe das oft bei Menschen, die mich umgeben. Als einer

meiner Brüder, der eine Zeitlang arbeitslos war und während dieser Zeit aus seiner Unzufriedenheit heraus auf alles schimpfte, was ihm vor die Augen kam, auf die Ausländer, auf die Gewerkschaften, auf die Arbeiter, als er dann wieder einen Job bekam, war er der Freundlichste von allen. An diesem Beispiel spüre ich, was an Vergangenen noch in uns steckt. Die geringste Unzufriedenheit, und sofort fängt die Hetze gegen andere an. Immer das Verantwortlichmachen anderer für die eigene Unfähigkeit. Und leider sehe ich das manchmal auch immer noch an mir.

Manchmal stelle ich mir vor, ich hätte im Alter meiner Mutter Kinder bekommen. Dann hätten die alles abbekommen. Ich bin heute froh, dass ich keine Kinder habe und werde auch sicher keine bekommen. Ich möchte nicht so sein wie meine Mutter. Ich weiss, das klingt absurd, aber mir ist diese Distanz wichtig.

Sie ist heute noch so wie vor 30 oder 50 Jahren. Nichts hat sie verändert. Als ich ihr einmal von dem Buch Viktor E. Frankls über Auschwitz erzählte, sagte sie: «Ach, der war doch sicher beim Personal.» Es ist für sie heute noch unvorstellbar, dass ein bekannter Arzt ein KZ-Häftling gewesen sein konnte. Die im Lager waren Untermenschen. So dachte sie damals, so denkt sie heute. So beschränkt war sie damals, so beschränkt ist sie heute noch.

Vater und Mutter waren immer – es tut mir leid, dass ich das sagen muss – beschränkt, uninteressiert und dumm. Das Teufliche an ihnen war auch ihre Manipulierbarkeit. Und dazu der Begriff, der so treffend auf sie passt, von der «unbegreiflichen Kälte». Es ist schade, aber ich kann mich in der Beziehung auch nicht mehr zurückhalten. Heute nicht mehr. Jahrelang habe ich mir versucht einzureden, dass sie es schwer hatten, dass sie auch viel durchgemacht hatten. Heute habe ich kein Verständnis mehr. Vater hätte sich anders entscheiden können und meine Mutter auch. Auf jeden Fall nach dem

Krieg. Es sind Menschen mit eigenem Willen. Eine Zeitlang versuchte ich mir auch vorzustellen, was ich wohl damals getan hätte und dass ich mich vielleicht ähnlich verhalten hätte. Aber heute ist es damit vorbei. Ich kann meinen Eltern die Entscheidung, die sie getroffen haben, nicht abnehmen. Ewiges Rätsel wird mir sein, warum sie sich auch noch vier Kinder angeschafft haben.

Eine Versöhnung mit den Eltern hätte es geben können. Aber die haben sie versäumt. Wenn meine Mutter auch nur ein einziges Mal gesagt hätte: «Du, ich hab' mir das überlegt, im Grunde genommen war das das Schlimmste, was man tun konnte. Ich habe meine Augen verschlossen, mit der Schuld werde ich wahrscheinlich im Grabe liegen. Aber ich hoffe, du wirst anders und lernst aus meiner Geschichte.»

Mit so einer Mutter hätte ich mich versöhnt. Selbst wenn sie eine KZ-Wächterin gewesen wäre.

MONIKA, 40

Die Gläubige

Das ist noch gar nicht so lange her, vielleicht 10 Jahre, seit ich mich überhaupt traue, darüber zu sprechen, dass mein Vater bei der SS war. Zuvor hatte ich das nie gewagt. Da habe ich immer gedacht, also wenn das jemand weiss, dann bist du alleine. Dann will keiner mehr etwas von dir wissen. Dann bist du ausgeschlossen. Auch meinen Vater habe ich immer so gesehen. Immer in der Opferrolle. Alleine, ohne Freunde, keiner will ihn mehr; auch ich dachte, dann müsste ich ewig so leben wie er. So habe ich es niemandem erzählt.

Und auch heute noch, wenn es um die Vergangenheit des Vaters geht, geht da immer in mir ein Krampf los. Er war bei der Waffen-SS, und ich denk' mir, wäre er doch wenigstens nur bei der SA gewesen, die waren weniger schlimm. Musste es denn ausgerechnet die Waffen-SS sein? Nie wollte ich wahrhaben, was wirklich in ihm stecken könnte. Der Verstand sieht das ganz klar. Aber das Gefühl will da oft nicht mit. Das ist alles sehr zwiespältig. Meine Schwester, die ist älter als ich. Ich bin 1947 geboren, aber meine Schwester hat einmal vor einem Jahr gesagt, sie sei eine Henkerstochter. Da hat sich alles in mir gesträubt. Ich dachte, nein, so bin ich nicht, so will ich nicht sein. Aber meine Schwester hatte einen Hass auf den Vater und hat sich schon sehr früh mit der Vergangenheit beschäftigt. Sie sagte es immer wieder, sie sagt es heute noch, sie müsse damit leben, eine Henkerstochter zu sein.

Aber für mich gab es nicht einfach nur gut und böse. Immer versuchte ich, beides in einem Menschen zu sehen. Und diese Verzweiflung, in dem Bösen das Gute, aber auch die Phantasie, in dem Guten das Böse zu sehen, beschäftigt mich glaube ich mein ganzes Leben lang.

Nach dem Abitur studierte ich Psychologie. Danach bekam ich eine Stelle in einem Modellversuch in einem Gefängnis. Es ging damals um alternativen Strafvollzug. Am meisten hat mich damals interessiert, mit sogenannten Schwerstverbrechern zu arbeiten. Ich konnte mit ihnen sehr gut umgehen und hatte auch nie Angst vor ihnen. Da gab es oft fast kuriose Situationen. Riesige Kerle, die vielleicht sogar einen Menschen umgebracht hatten, tobten in ihren Zellen herum, zertrümmerten die Einrichtungen, und keiner wagte sich hinein. Da war ich oft die einzige, die den Mut hatte, einfach hineinzugehen und mit ihnen zu reden. Nie hatte ich Angst vor denen. Immer ging ich davon aus, dass der Schlimmste von ihnen auch einen guten Kern oder zumindest eine gute Seite hatte. Und ich war der Meinung, dass ich immer diese guten Seiten auch finden würde. Ich hab' das damals als Stärke gesehen, dass ich diese andere Seite in den Menschen sehen konnte. Das Schwache, das Gute, der weiche Kern im harten Menschen, das Gute im Bösen, das war das Wichtigste und das Interessante für mich. Es war das, was ich immer bei meinem Vater gesucht hatte.

Ich wollte nicht wahrhaben, dass mein eigener Vater bei all diesen Verbrechen beteiligt war und sonst nichts in ihm ist. Ich wollte ihm auch durch meine Arbeit zeigen, dass Menschen im Gefängnis nicht nur so, sondern auch anders waren. Ich wollte ihm beweisen – oder vielleicht wollte ich mir das beweisen –, dass ich im schlimmsten Menschen etwas sehen konnte, was vielleicht er, trotz seiner schrecklichen Vergangenheit, auch hat.

Aber es war alles umsonst. Alles, was ich ihm beweisen wollte, darauf hat er nur mit totaler Ablehnung reagiert. Für

ihn waren das alles nur Mörder, Gauner, Typen, die nichts arbeiten wollten, alles furchtbare Klischees. Es war verrückt, aber ich versuchte, ihn dazu zu bewegen, für Verbrecher Verständnis zu haben. Aber es war sinnlos. Er hatte kein Verständnis für die Verbrechen der anderen. Er sah auch in diesen Verurteilten keinen guten Kern. Es war eine völlig verdrehte Welt, denn sich selbst sah er natürlich nicht als Verbrecher. So versuchte ich ihm immer wieder zu beweisen, dass ein Verbrecher nicht ein Verbrecher sein muss. Aber ich lag damals völlig falsch, weil er sich selbst ja nie so gesehen hat.

Was er getan hat, darüber sagte niemand etwas. Jahrelang wusste ich überhaupt nichts. Im Gegensatz zu meiner älteren Schwester, die alles schon viel früher erfahren hatte. Da war immer so ein Schweigen und Ausweichen. Über bestimmte Dinge wurde nicht gesprochen. Und ich stellte über bestimmte Dinge auch keine Fragen. Ich habe mich an die Anweisungen gehalten und bin zur Seite gewichen. Ich war einfach still.

Bis 1960. Ich war damals 13 Jahre alt, als die Eltern erzählten, dass Vater bei der SS war. Er hatte sich, wahrscheinlich völlig überflüssig, jahrelang nach dem Krieg versteckt und sich als Bruder meiner Mutter ausgegeben. Das war eine völlig verrückte Geschichte, weil auch meiner älteren Schwester erzählt wurde, dass dies nicht der Vater, sondern der Onkel Franz sei. Und jahrelang hat hier eine Familie gelebt, in der dem eigenen Kind vorgelogen wurde, dass der Vater nicht mehr da sei, vielleicht noch aus dem Krieg kommen werde und dass nun die Mutter zusammen mit dem Onkel und mit dem Kind lebe. Natürlich wartete meine Schwester jahrelang auf den Vater. Und immer wieder, wenn es Streit gab, sprach meine kleine Schwester davon, dass sich alles ändern würde, wenn erst mal Vater wieder da wäre.

Diese Angst des Vaters ist für mich heute kaum mehr vorstellbar. Einerseits weiss ich wirklich nicht, was er während des

Krieges getan hat, andererseits kann ich seinen Beteuerungen nicht glauben, dass er nichts tat, wenn ich daran denke, dass *er* sich jahrelang nach dem Krieg versteckt hat. Dass er so ängstlich war, sich seinem eigenen Kind gegenüber als Onkel auszugeben.

Ich kann mich noch an die Situation erinnern, als eines Tages meine Schwester zu mir sagte: Weisst du, wer unser Vater ist? Der Onkel Franz. Ich war damals noch zu klein, um dies alles zu verstehen.

Ich war damals, als ich von der SS-Vergangenheit erfuhr, das Lieblingskind des Vaters. Und auch ich hab' ihn geliebt. Ich konnte einfach damals nicht glauben, was man mir über ihn erzählte. Es musste einfach alles Lüge sein.

Sie versuchten mir es damals so zu erklären: Die SS war eine Elite-Einheit von Hitler, die ihm immer sehr nah war und für ihn kämpfte. Deshalb ist es gefährlich, darüber zu reden.

Alles wurde versteckt. Die Uniform im Keller, die Fotos unter der Wäsche. Immer wieder war diese Angst da, dass mein Vater erwischt werden könnte. Und bis heute weiss ich nicht, wovor oder warum er sich fürchtet.

Aber dieses Verleugnen und Sich-ständig-Verstecken, dieses Sichzurückziehen, nie aus dem Haus gehen, nie mit anderen reden, übertrug sich auch auf mich. Ich erinnere mich an eine Situation, als ich mit Freundinnen nach Hause auf dem Weg von der Schule war und meinen Vater auf dem Fahrrad traf. So im Vorbeifahren sagte er ein paar Worte zu mir. Ein Mädchen fragte mich, wer dieser Mann sei, und ich antwortete: Den kenn' ich gar nicht.

Ich war ständig hin- und hergerissen. Der Vater versteckte sich, ich versteckte ihn, er hatte keine Freunde und fuhr stundenlang mit dem Fahrrad herum.

Es hat sehr lange gedauert, bis ich langsam eine Wut gegen ihn entwickelte. Und heute weiss ich, dass er immer ein Nazi war. Und ich sehe auch nicht mehr zwei Seiten an ihm, sondern

nur noch die eine. Je älter ich wurde, desto deutlicher wurde seine Aggressivität und seine Brutalität.

Sätze von ihm, die ich vergessen oder verdrängt hatte, kamen wieder zutage. Dass er mich Krüppel schimpfte, wenn ich etwas nicht konnte. Dass er mir Sätze entgegenschleuderte wie, ich sei arbeitsscheu, und dass ich unter Hitler im Arbeitslager geendet hätte. Dann dieses Schreien, dieses ständige Brüllen und Toben. Nicht ein ruhiger Satz, nicht eine überlegte Antwort. Ich hab' noch nie von ihm einen positiven Satz über irgend jemanden gehört. Etwas zu loben, oder etwas als schön zu beschreiben, kann ich mir aus seinem Mund gar nicht vorstellen.

Unlängst, es ist noch gar nicht so lange her, nannte ich ihn einen Menschenverächter, als er wieder loslegte über Behinderte und unwertes Leben. Da war er zum erstenmal ruhig, erstaunt und sah mich an mit einem blassen Gesicht und sagte kein Wort mehr zu mir. Seit damals hab' ich kaum noch mit ihm gesprochen. Ich sagte ihm auch damals, dass ich in Zukunft nicht mehr bereit sei, mir diesen Unsinn von ihm anzuhören. Das hat ihn getroffen. Zum erstenmal. Aber ich bin heute 40 Jahre alt.

Das Wichtigste und Schwierigste für mich ist, dass ich im Grunde genommen nicht wirklich weiss, was er während des Krieges getan hat. Versuchte ich ihn früher darauf anzusprechen, wich er aus, und wenn meine Mutter dabei war, hat sie alles mit den Worten abgetan: Warum musst du auch immer mit dem Vater über dieses Thema reden!

Nur wenn er wütend war, verriet er sich. Immer diese Szene vor dem Fernseher. Ein Film über das Dritte Reich, die Abendschau, jemand sagt ein Wort über die Nazi-Zeit, und schon geht es los. Dann brüllt er herum: Alles nur Lügen! Jeder Bericht, jede Kritik an irgendwelchen Verbrechen; alles waren nur Lügen. Und einmal in so einer wütenden Phase erzählte er zum erstenmal, dass er ausserhalb von Buchenwald

in der Siedlung des Wachpersonals gewohnt hatte. Er erzählte, dass dort Menschen gearbeitet hätten, die gut genährt und gut gekleidet waren und aus dem Lager stammten. Das war für ihn sozusagen der Beweis, dass alles, was über KZs behauptet wurde, erlogen war.

Und natürlich sprach er immer wieder über Juden. Das war sein Lieblingsthema. Er erklärte mir das ausführlich: «Du musst dir vorstellen, die hatten damals alles, die grossen Kaufhäuser, das ganze Geld, und die anderen sassen da und hatten gar nichts. Nichts als Armut.»

Und heute ist für ihn alles wieder so wie damals. In Amerika regieren die Juden, meine Lehrerin gehört zu einem roten Pack, alle sind verhetzt.

Er leugnete immer alles. Mord hat es nicht gegeben, Vernichtungslager nicht und persönliche Schuld schon gar nicht. Als Abschluss nach diesen sinnlosen Schreiereien dann immer der Satz: Du wirst das alles später noch einmal erfahren, und dann wirst du mir danken, dass ich dir immer die Wahrheit gesagt habe.

Und trotzdem, trotz all dieser Erlebnisse war für mich das alles nicht so einfach einzuteilen in Gut und Böse. Ich kämpfte gegen ihn und gegen mich. Einige Gespräche nahm ich auf Tonband auf und hörte sie mir nachher mit einer Freundin an. Sie liefen immer nach dem gleichen Muster ab. Immer die gleichen Sprüche und die gleichen Aggressionen. Und ich versuchte, normal und ruhig mit ihm zu argumentieren. Jahrelang versuchte ich es, nie hatte ich es aufgegeben. Heute erst sehe ich, wie sinnlos diese Versuche von mir waren.

Einmal hatte ich einen Freund, der auch ziemlich aggressiv war und mich immer wieder anbrüllte. Wenn der schrie, fiel mir überhaupt nichts mehr ein, und ich war wie nackt im Kopf. Wie bei meinem Vater. Ich hab' auch immer versucht, Männer zu suchen, die nicht aggressiv waren.

Je älter ich wurde, desto mehr entfernte ich mich aus der Fa-

milie. Irgendwie erkannte ich es, dass es nicht möglich ist, einen Mann wie meinen Vater zu ändern oder zu überzeugen. Die einzige Lösung war daher: weg von zu Hause. Ich brachte nie mehr Freunde mit nach Hause, zog gleich nach dem Abitur aus und besuchte sie immer weniger oft. Meine Eltern reagierten ganz pathetisch darauf. Ihr Lieblingssatz war dabei immer: Blut ist dicker als Wasser. Das sollte irgendwie beschreiben, dass es so etwas gibt wie einen Zusammenhalt in der Familie, der stärker sein sollte als irgendwelche Freundschaften nach aussen. Was sie dabei vergassen war, dass diese vorgespülte Nähe mich eher fortjagte als zu Hause hielt.

Sie fanden es z.B. ungeheuerlich, dass sie von meiner Schwester nicht zu der Geburtstagsfeier eingeladen wurden und dort lauter Freunde waren. Diese sogenannte Familie sollte wichtiger sein als jeder andere von aussen.

Es ist kaum zu glauben, was hab' ich mir jahrelang darüber den Kopf zerbrochen. Ich hab' mich nicht einfach umgedreht und bin gegangen. Ich nahm alles sehr ernst, was sie mir sagten. Und bin jahrelang darauf hereingefallen. Aber all diese vorgespülte Wärme, Nähe, dieses Betteln, dieses Bestehen auf Zusammenhalt der Familie war letztlich nur eine Summe von Verordnungen und Normen. Nichts war wirklich von ihnen.

Die Mutter sprach immer davon, dass man ein guter Mensch sein müsse, und ein guter Mensch hat keine bösen Seiten, so einfach war das. Und mein Vater hatte in ihren Augen die bösen und keine guten. Aber trotz dieser ständigen Beschimpfungen leben sie heute noch zusammen. Auf engstem Raum spielen sie Familie und haben nichts als Verachtung füreinander übrig.

Auch mich haben sie zu einem guten Mädchen gemacht. Edel, hilfreich und gut. Keine Wut, kein Ärger, kein Zorn und zu wenig Widerstand gegen alles, was von den Eltern kam.

Aber das war nicht immer so. Als kleines Kind war ich eine Hexe, später dann die gute Fee. Zuerst war ich jähzornig, wütend, hab' immer wieder mit dem Fuss aufgestampft und hab' mich gewehrt. Und dann, irgendwann, so 1960, es war auch der Zeitpunkt, als ich von der Vergangenheit meines Vaters erfuhr, wurde alles anders. Mit etwa 14 wurde ich ganz ruhig, lieb und brav. Hab' immer nur gelächelt, wollte eine gute Fee sein. Das waren auch die beiden Rollen, die ich als Kind immer am liebsten spielte. Als Zehnjährige in der Schule eine Hexe, als Fünfzehnjährige im Gymnasium immer die liebe Fee. Je älter ich wurde, desto intensiver wollte ich allen zeigen, wie lieb und gut ich war. Ja keinen Arger anmerken lassen. Das ist heute oft noch so, obwohl ich mich selbst darüber aufrege.

Ein anständiger Mensch schlägt nicht zurück, er sagt kein lautes Wort und würde nie sagen, dass ihn etwas ärgert. So bin ich erzogen worden. Und die Dressur hat funktioniert.

Es gab diesen ominösen Punkt, an dem ich aufhörte, mich zu wehren. Mit einem Schlag wurde der Wille und das Rückgrat zerbrochen. Zerschlagen mit angeblicher Liebe. Die Mutter war immer so enttäuscht, wenn ich wütend war. Und am nächsten Tag hat sie mir vergeben. Sie sagte, sie werde es vergessen, dass ich so böse war. Eine doppelte Quälerei.

Die Entdeckung der Vergangenheit meines Vaters, das jahrelange Getäuschtwerden, das Erkennen, dass der Vater nicht der Liebe, Gute war, den ich immer in ihm vermutete, war auch gleichzeitig das Ende meiner Selbständigkeit. Ganz plötzlich veränderte ich mich damals. Wurde schüchtern und ängstlich. Ich habe viel geweint. Oft ging ich damals in den Keller, setzte mich auf die Kartoffelkiste und hängte mir den alten Militärmantel meines Vaters um. Ich blieb dann so lange dort unten sitzen, bis ich in einen kleinen Spiegel, in den ich immer wieder hineinsah, sehen konnte, dass meine Augen nicht mehr rot waren und man nicht mehr erkennen konnte,

dass ich geweint hatte. Auch heute fällt es mir immer noch schwer zu sagen, was ich will und was ich nicht will. Vieles hat sich von meinen Eltern auf mich übertragen.

Die grösste Schwierigkeit für mich ist, trotz der Vergangenheit der Eltern, nicht so zu werden, wie sie waren. Ich erkenne ihren Anteil in mir. Aber diese Andere, diese Neue konnte ich erst werden, als ich aufhörte, in ihnen nur die Opfer zu sehen. Ich selbst hab mich als ein Opfer ihrer Erziehung und ihrer Vergangenheit betrachtet. Aber von dem Zeitpunkt an, als ich aufhörte meine Eltern als Opfer zu sehen, war es mir möglich, mich von ihnen zu entfernen. Aufgrund der Geschichte, der Berichte aus Büchern und Filmen ist es mir klar, dass sie zu den Tätern gehören. Aber als Kind, als Kind sah ich etwas ganz anderes. Sie waren Flüchtlinge, besaßen fast kein Geld, hatten Angst, kaum einen Platz zum Wohnen. So sehen keine Täter aus. Sie gaben sich als Opfer, fühlten sich als Opfer, und ich sah sie immer nur als Opfer. Bis ich mich als Opfer von ihnen sah. Aber heute weiss ich, dass ich auch etwas von ihrem Täteranteil habe. Nur geh' ich anders damit um. Das ist das Schöne an meinem Leben heute.

Ein Telefonat

ICH: Haben sie sich schon überlegt, ob Sie mit mir sprechen wollen?

HERBERT, A: Nein, noch nicht

i: Warum nicht?

A: Ich weiss nicht, was Sie wissen wollen

i: Mich interessiert Ihr Leben und das Ihrer Eltern

A: Warum?

i: Gute Frage

A: Da gibt's nicht viel zu erzählen

i: Beginnen wir halt mit dem Wenigen

A: Was wollen Sie hören?

i: Alles und die Wahrheit

A: WO soll ich anfangen?

i: Wo Sie können

A: Ich glaub', ich kann das überhaupt nicht

i: Was nicht?

A: Über meinen Vater reden

i: Warum nicht?

A: Weil Sie wahrscheinlich nur hören wollen, dass er ein Verbrecher war

i: War er das?

A: Sie würden ihn als einen bezeichnen

i: Wie bezeichnen Sie ihn?

A: Als meinen Vater

i: Und sonst noch?

A: Was heisst sonst noch?
i: Was war er, bevor er Ihr Vater wurde?
A: Wie soll ich das wissen?
i: Fragen Sie ihn doch mal
A: WOZU?
i: Vielleicht wurde er als Verbrecher Ihr Vater
A: Wollen Sie ihn beleidigen?
i: Vielleicht
A: Sie haben doch keine Ahnung, was er wirklich war
i: Stimmt
A: Er war Soldat wie Tausende andere
i: Soldat in Treblinka?
A: In einem Sonderkommando
i: Was für einem?
A: Er war nur in der Schreibstube
i: Hat er Ihnen das erzählt?
A: Ja
i: Wann?
A: Das ist schon lange her. Als ich ihn fragte, was er während
des Krieges getan hat
i: Wie alt waren Sie damals?
A: Ich glaub 15
i: Warum haben Sie ihn gefragt?
A: Wir hatten in der Schule über das Dritte Reich gespro-
chen
i: Was hat er noch erzählt?
A: Dass er auch manchmal auf Gefangene aufgepasst hat
i: Was für Gefangene?
A: Die, die man halt dorthin gebracht hat
i: Wer waren die?
A: Fragen Sie doch nicht so blöd
i: Können Sie das Wort nicht aussprechen?
A: Welches?
i: Was für Häftlinge waren das?

A: Na, Juden!
i: Warum schreien Sie so?
A: Sie gehen mir auf die Nerven
i: Na und?
A: Ich werde jetzt aufhören
i: Gut, legen Sie auf
A: Ja, gut
i: Was hat er gemacht mit den Juden dort?
A: Sie nicht umgebracht, wenn Sie das meinen
i: Was denn?
A: Aufgepasst auf sie
i: Wie hat er das gemacht?
A: SO genau hat er das nicht erzählt
i: Was hat er erzählt?
A: Er war nicht bei den Gaskammern
i: Wo war er?
A: Im Büro
i: Von dort aus hat er die Juden bewacht?
A: Seien Sie nicht so aggressiv
i: Wundert Sie das?
A: Was haben Sie und ich damit zu tun?
i: Nicht viel, ausser, dass vielleicht Ihr Vater meine Grossmutter umgebracht hat
A: Das ist doch lächerlich
i: Ich kann darüber nicht lachen
A: Er hat doch gar nichts tun können
i: Was nicht?
A: Sich weigern
i: Warum nicht?
A: Dann hätten sie ihn umgebracht
i: Wer sie?
A: Na, die SS natürlich
i: Er war doch selbst bei der SS
A: Aber nicht freiwillig

i: Hat er das so erzählt?
A: Ja
i: Wer hat ihn gezwungen?
A: Das weiss ich nicht so genau
i: Haben Sie ihn nicht gefragt?
A: Lassen Sie mich doch, was kann ich dafür?
i: Nichts, wenn Sie ihn gefragt hätten
A: Er wollte überleben, sonst nichts
i: Indem er andere tötete?
A: Er hat niemand getötet!
i: Das glauben Sie doch selbst nicht, er war drei Jahre im Lager!
A: Er war in der Verwaltung
i: Dann hat er vom Schreibtisch aus getötet
A: Das ist schrecklich, wie Sie ihn darstellen
i: Wie stell'ich ihn dar?
A: Wie einen gemeinen Verbrecher
i: Na und?
A: Aber er ist doch mein Vater
i: Na und?
A: Hunderte haben dort in der Verwaltung gearbeitet
i: Dann waren's Hunderte von Mördern
A: Sie sind verbittert
i: Ja, stimmt
A: Ich frag' mich, was hab' ich damit zu tun?
i: Nichts
A: Warum fahren Sie mich dann so an?
i: Weil Sie Ihren Vater in Schutz nehmen
A: Soll ich ihn vielleicht beschimpfen?
i: Das ist mir egal
A: Was soll ich dann machen?
i: Die Wahrheit herausfinden
A: Und wenn ich die dann weiss?
i: Dann beschimpfen Sie ihn, wenn er's verdient

A: Den eigenen Vater?
i: Wenn er ein Verbrecher war, sagen Sie's ihm!
A: Dem eigenen Vater?
i: Sie tun mir leid
A: Was soll das nun?
i: Sie sind ein armer Kerl
A: Warum?
i: Bei so einem Vater
A: Sie beleidigen ihn schon wieder
i: Er ist mir unsympathisch
A: Aber Sie kennen ihn doch gar nicht
i: Was ich über ihn weiss, genügt mir
A: Aber er hat auch ganz andere Seiten
i: Welche?
A: Er kann lieb, freundlich und nett sein; und auch lustig
i: Was hat das damit zu tun?
A: Womit?
i: Mit dem, was er damals getan hat?
A: Verdammte, Sie müssen mit Ihrem Hass alleine fertig werden
i: Sie nicht?
A: Ich hasse ihn nicht!
i: Er ist ein Mörder!
A: Jetzt fangen Sie schon wieder an
i: Ich werde nie aufhören
A: Können Sie nicht vergessen?
i: Manches nicht
A: Er auch nicht
i: Armer Kerl
A: Er hat genug durchgemacht
i: Was denn?
A: Er wurde verfolgt und angeklagt nach dem Krieg
i: Ja, ich weiss, und dann freigesprochen
A: ZU Recht

i: Woher wollen Sie das wissen?
A: Ich glaube ihm
i: Was? Dass er nichts getan hat?
A: Ja
i: Sie lügen sich was vor
A: Und Sie machen mit Ihrem Hass auch niemanden lebendig
i: Mich interessiert gar nicht so sehr Ihr Vater, Sie interessieren mich
A: Wieso ich?
i: Wie Sie damit leben
A: Ich leb ja nicht mehr mit ihm
i: Lieben Sie ihn, so als Vater?
A: Nein
i: Seit wann nicht mehr?
A: Ich hab' ihn nie geliebt, aber respektiert
i: Und heute?
A: Tut er mir nur noch leid
i: Warum plötzlich?
A: Er ist alt, zittert, kann nicht alleine gehen, nicht einmal essen
i: Warum haben Sie ihn nie geliebt?
A: Dann hätte ich ihn auch gehasst
i: Ist er Ihnen egal?
A: Nein, das nicht
i: Sind Sie anders als er?
A: Ja und nein
i: Wie geht das?
A: Ich hab' zu viel von ihm, von dem, was ich nicht will und umgekehrt
i: Und was noch?
A: Nichts
i: Sagen Sie doch noch was über sich und Ihren Vater
A: Ach, lassen Sie mich doch

i: Ist Ihnen das Gespräch unangenehm?
A: Ja, sehr
i: Warum?
A: Sie haben eine unangenehme Art zu fragen
i: Finden Sie?
A: Sie drängen mich auf seine Seite
i: Das möcht'ich nicht
A: Sie tun es aber
i: Zwischen Ihnen und mir gibt es keine zwei Seiten
A: Und bei meinem Vater?
i: Da gibt es sie
A: Sehen Sie, dorthin schieben Sie mich
i: Das wollt'ich nicht
A: Sie arbeiten mit Schuld
i: Wie denn?
A: Hasse ich ihn nicht, so bin ich mitschuldig
i: Nein, nein
A: Doch, Sie machen es sich einfach
i: Nein, ich mein das nicht so
A: Aber ja doch
i: Was mach'ich denn falsch?
A: Sie betreiben ein böses Spiel
i: Jetzt gehen Sie zu weit
A: Sie gehen zu weit mit Ihrem Hass
i: Das versteh'ich nicht
A: Ich kann Ihren Hass nicht vermindern
i: Das weiss ich schon
A: Deshalb bleiben Sie auch allein damit
i: Wieso?
A: Weil ich Ihnen nicht dabei helfe
i: Ich brauch Sie auch nicht
A: Daran zweifle ich
i: Warum?
A: Ich kann vergessen, aber Sie nicht

i: Das ist schon gesagt worden
A: Jetzt tun Sie mir leid
i: Na, danke schön
A: Sie sind der arme Hund
i: Hören Sie!
A: Ein verzweifelter Hund, weil ihn niemand bellen hört
i: Lecken Sie mich am Arsch
A: Niemand wird Ihnen helfen
i: Schon gut
A: Der Hass wird Sie auffressen, aber ich werde leben
i: Ich wünsch' Ihnen viel Glück
A: Lächerlich, wie Sie sich benehmen
i: Tapfer, tapfer für einen Henkerssohn
A: Mich können Sie nicht beleidigen
i: Das merk'ich
A: Hören wir auf, das hat keinen Sinn mehr
i: Ja, hören wir auf, damit Sie Ihrem alten Scheisser heissen
Tee bringen können
A: Jetzt drehen Sie durch
i: Ja, stimmt, geben wirs auf
A: Wir haben uns nichts zu sagen
i: Ja, leider
A: Ich geb Ihnen kein Interview
i: Ich will auch keins mehr
A: Sie fragen einen nicht, Sie schimpfen nur
i: Stimmt, zumindest bei Ihnen
A: Schade, wir haben vielleicht eine Chance versäumt
i: Vielleicht haben Sie recht
A: Sind wir jetzt Feinde?
i: Nein, sicher nicht
A: Was sonst?
i: Ich weiss nicht
A: Eigentlich ist das alles traurig
i: Ja

A: Glauben Sie wirklich, dass mein Vater ein Mörder ist?
i: Ich weiss es nicht mehr
A: Ich kann es mir jedenfalls nicht vorstellen
i: Ich ja auch nicht
A: Wer kann sich so etwas schon vorstellen?
i: Da haben Sie recht
A: Na, gut
i: Ja
A: Ich glaube, ich werde das Interview nicht machen
i: Wie Sie wollen
A: Tut es Ihnen leid?
i: Nein
A: Mir auch nicht
i: Das kann ich mir denken
A: Na, dann machen Sie's gut
i: Sie auch
A: Vielleicht sehen wir uns mal, ganz zufällig
i: Ich weiss ja gar nicht wie Sie aussehen
A: Auch wahr
i: Alles Gute noch
A: Ja, Ihnen auch

EGON, 26

Einen Tag nach dem Abitur sagte ich meiner Mutter, dass ich Medizin studieren möchte. Ich glaub, es war ein Schock für sie. Sie sah mich an, ganz schmal und zittrig war sie schon, und sagte nur: Kind, tu mir nur das nicht an!

Sie wollte es nicht. Unter keinen Umständen. Ich antwortete ihr, dass es keinen Sinn hätte, darüber zu diskutieren, und mein Entschluss feststehe und ich ein ebenso guter Arzt werden wolle, wie mein Vater einer war. Ganz egal, was man ihm heute vorwirft.

Mutter hat das damals nicht glauben wollen. Sie war unglücklich, weinte und sprach mehr zu sich selbst in halblautem Ton. Murmelte in sich hinein, ich konnte sie kaum verstehen. War vielleicht gut so. Ich wollte gar nicht hören, was sie sagte. Ich kannte das schon, dass Vater mit seinem Beruf nur Unglück der Familie gebracht hätte usw. usw. Ich hab schon hundertmal mit ihr darüber gestritten.

Der Beruf des Vaters war kein Unglück, ebenso seine Arbeit nicht, und schon gar nicht, was er wo für wen getan hat. Damals hat die Mutter sich ihm angeschlossen, als sie jung war, und war wahrscheinlich die angesehene Ehefrau des SS-Arzttes. Und plötzlich, als alles vorbei war und es nun ein angebliches Verbrechen gewesen ist, mitgemacht zu haben, hatte der Vater alleine Schuld am Unglück der Familie. Ist doch lächerlich. Mein Vater war Mediziner, Wissenschaftler und ausserdem noch überzeugter Nationalsozialist.

Mutter sagt dann immer, er hätte sich nicht freiwillig nach Dachau melden müssen, nur um sich besonders nützlich zu machen. Aber damals war sie froh, dass er nicht an die Front musste. Und dann jammert sie weiter, was er der Familie für Sorgen erspart hätte, wäre er nur ein ganz normaler Arzt geblieben. All die Sorgen nach dem Krieg hätten nicht sein müssen. Aber er musste ja unbedingt immer überall mit dabei sein. So geht es oft den ganzen Tag. Schon seit Jahren. Vor allem seit Vater tot ist. Wenn meine ältere Schwester da ist, sie ist zehn Jahre älter als ich und noch während des Krieges geboren, sind sie sich besonders einig. Die machen mich oft wütend, die beiden. Alles versuchen die auf Vater abzuwälzen. Ach, wäre der nur, ach, hätte der nur, dann wäre ja alles anders gewesen. Vater ist seit sechs Jahren tot. Und seit diesem Tag stirbt er jeden Tag aufs Neue. Die lassen ihn nicht in Frieden. Dass Susanne das dritte Mal verheiratet ist – der Vater hat Schuld mit seiner falschen Erziehung. Ausserdem war er mit seiner Vergangenheit nie ein Vorbild für sie. Höchstens im negativen Sinn, um sich sozusagen von ihm zu entfernen. Ich weiss nicht, was sie damit meint, jetzt wo er tot ist. Wie weit kann man sich noch entfernen. Dass Mutter mit dem Geld nicht auskommt – der Vater ist Schuld, weil er zu wenig hinterlassen hat und keine anständige Stelle mehr nach dem Krieg bekam. Dass es so schwer ist, mit mir auszukommen – der Vater hat Schuld, er hätte sich nie um mich gekümmert. Ich glaub', wenn sie an Verstopfung leiden, würden sie es ihm zuschreiben.

Aber als er noch lebte, gab es kein Wort gegen ihn. Vati hin und Vati her und bist du auch nicht zu müde und willst du dich nicht ausruhen und gebt doch Vati die Zeitung und seine Hausschuhe und schmeckt dir die Suppe und war's schwer im Büro. Susanne umarmte ihn, wenn er abends nach Hause kam. Die Mutter küsste ihn auf die Wange. Dabei zog sie die Lippen immer so nach innen. Das ist mir als Kind schon auf-

gefallen, wie die sich küssen. Nur nicht den anderen mit dem Mund berühren. Wenn meine Mutter mich umarmte, hatte ich richtige Ekelgefühle. Sie drückte ihren eingestülpten Mund auf meine Wangen, und ich spürte dann die paar Haare, die sie auf der Oberlippe hatte. Gezittert habe ich vor diesen Liebkosungen.

Mutter und Susanne gingen immer rechts und links neben Vater, wenn wir spazierengingen, eingehängt, im Gleichschritt. Ich etwas abseits, ich war Luft für die drei. Die hassten ihn, und ich verehrte ihn. Aber ich war ihm so gleichgültig, das war unbeschreiblich. Jedes Spiel mit mir war reine Pflichterfüllung. Was immer ich ihm zeigte, er sah es nicht, auch wenn er darauf starrte. Er vergass meinen Geburtstag und hunderte Male ein Versprechen, mit mir Ball zu spielen oder Fahrrad zu fahren.

Dabei verehrte ich ihn doch so. Verteidigte ihn gegen alle, die ihn beschimpften. Ich war ein spätes Kind, ein ungewolltes. Eigentlich war alles schon vorbei mit Familie, als ich auf die Welt kam. Als ich 1960 geboren wurde, war mein Vater schon 56 und meine Mutter 38. Meine Schwester wurde 1944 geboren. Meine Eltern lernten sich im Lager kennen. Also nicht als Häftlinge. Der Vater kam zurück von der Front mit einer Beinverletzung. Er hinkte auch später leicht. Es hat ihn sehr früh erwischt, gleich in den ersten Monaten. Aber es war ein Autounfall hinter der Front. Dabei war irgend etwas nicht in Ordnung. Vielleicht war er betrunken oder sonstwas. Jedenfalls meldete er sich dann nach dem Krankenhaus freiwillig als Arzt nach Dachau. So hat er's mir jedenfalls einmal erzählt. Die Mutter war die Tochter eines Kameraden oder Arbeitskollegen. Ich weiss nicht, was man da sagen soll. Er war von Anfang an mit dabei bei den Nationalsozialisten. Hat in Berlin studiert und war schon als Student engagiert. Wie sie 1933 die jüdischen Studenten daran hinderten, auf die Uni zu gehen, wie sie ihnen die Ausweise einfach Wegnahmen. Oft

sprach er darüber. Als Arzt ging er gleich zur SS. Vater sagte oft, dass es eigentlich die Ärzte waren, die der Partei von Beginn an die Treue hielten. Es sollen ja sogar Ärzte gewesen sein, die den «Völkischen Beobachter» für die Partei kauften. Bis zuletzt war er stolz auf seine Rolle während des Krieges. Sein Lieblingssatz war: «Der Arzt schützt, bewahrt und verlängert das Leben der Menschen. Der Arzt mit einer nationalen Gesinnung tut das, wenn es sein muss, auch auf Kosten des Lebens eines anderen. So unterscheidet sich der Arzt mit einer Gesinnung von einem ohne.»

Er war immer der Ansicht, dass es seine Aufgabe war, selektiv - so nannte er es - zu helfen und zu arbeiten. Leben war für ihn nicht ein und dasselbe bei verschiedenen Menschen. Er wurde nicht SS-Arzt, um eine gute Stelle zu bekommen wie viele andere. Damals gab es so viele jüdische Ärzte, dass jeder Vertriebene eine gute Position freigab. Er hasste diese karrieresüchtigen Speichellecker und gab ihnen auch die Schuld, dass die Bewegung so katastrophal endete.

Im Grunde, sagte er oft, tun alle Menschen das gleiche. Nur tun es die einen zu Recht und die anderen zu Unrecht. Ein Mörder und ein Soldat, beide töten. Einer wird gefeiert, der andere hingerichtet. Wenn er oft so vor sich hinredete, sass ich ganz ruhig vor ihm und hörte zu. Er duldet keine Zwischenfragen oder Unterbrechungen. Vielleicht wusste er gar nicht, dass ich ihm zuhörte. Er zählte sich zu der Intelligenz des Dritten Reiches und zu den Individualisten in der Massenbewegung. Das deutsche Volk war für ihn ein Organismus, ein einziger Körper. Und als Arzt hatte er die Aufgabe, diesen vor Krankheit und Unheil zu beschützen, das krankhaft Störende zu entfernen und Forschungen zu betreiben, um diesen Körper für die Zukunft vorzubereiten. So sagte er das immer.

Was muss das für ein Gefühl sein, wenn man für Millionen Menschen verantwortlich ist? Vor allem für die Zukunft die-

ses Volkes. Er war ja damals ganz jung, kaum älter als ich heute. Wenn ich mich da jetzt sehe, was hab' ich schon Grossartiges zu tun? Solche Aufgaben zu haben – was kann man sich als junger Wissenschaftler mehr wünschen? Man mag zum Nationalsozialismus stehen, wie man will, aber was dahintersteckt, ist im Grunde genommen eine medizinische Philosophie. Begriffe wie Rasse, Volk, Lebensraum und Wissensgebiete wie Rassenhygiene, Rassenpflege und Rassenlehre sind doch eindeutig. Ohne Ärzte wäre doch jeder Aufbau einer neuen Gesellschaft von Beginn an verloren. Vater hat mich da sehr beeinflusst.

Ich bin sicher kein Neonazi. Ich weiss gar nicht, was das bedeutet. Diese Zeit ist doch vorbei. Und eine Wiederholung kann sich nur ein Dummer wünschen. Das würde doch bedeuten, dass ich mir auch die Niederlage wünsche. Dieses System hat versagt, nicht an der Idee, sondern an der Durchführung. Vielleicht auch an so mancher Idee, aber nicht an der Grundlage. Ich bin immer dann aufgetreten, wenn man diese Zeit ganz allgemein und undifferenziert heruntergemacht hat. In der Schule war ich oft der einzige in der Klasse, der sich aufgeregt hat. Da hatten wir einen Lehrer in Geschichte, der war überzeugter Antifaschist. So nannte er sich. Nur ist er während des Krieges ein kleiner Junge gewesen. Heute, wo es keinen Faschismus mehr gibt, kann einer leicht dagegen sein. Was ändert sich da schon viel für sein Leben? Ich war zu Beginn in der Schule ganz ruhig und dachte mir, lass den doch reden, du weisst es ja doch besser. Aber es wurde immer ärger. Wenn das alles stimmen sollte, waren wir Deutsche ein Volk von Verbrechern und Wahnsinnigen. Man sieht ja heute, dass dem nicht so ist. Unsere ehemaligen Feinde sind heute unsere engsten Verbündeten.

Also einmal gab's eine schriftliche Aufgabe mit dem Thema: Beteiligung der Ärzteschaft an den Verbrechen der Nationalsozialisten.

Damals dachte ich mir: Jetzt ist es aus. Meinen Vater lass ich mir nicht kaputt machen. Ich verteidigte damals in der Arbeit die Ärzte und versuchte es mit den Argumenten, die ich von meinem Vater kannte. Was dann geschah, können sie sich nicht vorstellen. Ich wurde zum Direktor gerufen, meine Eltern mussten in die Schule. Der Schulleiter drohte mich auszuschliessen, die Eltern anzuzeigen, und was weiss ich noch alles. Aber Argumente hatten sie keine. Sie warfen mir vor, ein Neonazi zu sein. Das war schon eigenartig. Ein paar Jahre zuvor konnte man wahrscheinlich nicht einmal Briefträger werden ohne Parteiabzeichen. Und jetzt wird diese Zugehörigkeit zum Schimpfwort. Dann versuchten sie es mit ganz hinterlistigen Fragen, ob ich denn etwas gegen die Türken hätte oder in einer Gruppe wäre oder Hakenkreuze an die Wand gemalt hätte. Ich nahm mir damals vor zu schweigen. Was ich auch durchhielt. Kein Wort sagte ich. Ich wollte ihnen ein Rätsel bleiben. Nur bei den Fragen, ob hinter allem denn mein Vater stecke, wurde ich wütend. Ich hätte meine eigenen Meinungen, sagte ich ihnen. Dann war ich wieder still. Es gab die üblichen Ermahnungen durch den Schulleiter, und die Sache war erledigt.

Mein Vater sprach an einem Abend mit mir. Es war vielleicht der einzige Abend in meinem Leben, an dem er ruhig mit mir und nicht an mir vorbei sprach. Er sah mir in die Augen, sozusagen von Mann zu Mann. Es war ein toller Abend. Er war auch nicht böse mit mir. Im Gegenteil. Versuchte mir klarzumachen, dass man heute mit einer Meinung, wie ich sie hätte, nicht einfach so in die Öffentlichkeit treten könne. Aber trotz aller Kritik hatte ich das Gefühl, dass er stolz auf mich war.

Er durfte nach dem Krieg nicht mehr als Arzt arbeiten. Freunde von ihm boten ihm eine Stelle in der pharmazeutischen Industrie an. Dort arbeitete er bis zu seinem Tod in der Forschung. Er hat auch seinen Beruf geändert. Wenn ihn jemand fragte, sagte er immer, er sei Chemiker. Und in der

Forschung tätig. Ich glaube, er schämte sich ein wenig, als Arzt nicht mit Kranken zu arbeiten.

Wir haben immer in Berlin gelebt. Ich ging dort zur Schule und hab' auch hier das Abitur gemacht. Jetzt bin ich fast fertig mit meinem Studium. Ich möchte in Richtung Innere Medizin weitermachen, das interessiert mich am meisten. Meine Schwester lebt auch hier in Berlin. Sie ist Lehrerin, war zweimal verheiratet. Einmal sogar mit einem Juden. Was hat die nicht schon alles versucht und ausprobiert! Ich bin da ganz anders als sie. Wir haben auch keinen Kontakt mehr untereinander. Ich bin froh, wenn ich sie und auch Mutter nicht sehe.

Nur noch zu Weihnachten sehen wir uns. Und schon nach kurzer Zeit fängt sie an, mich zu beschimpfen. Ich reagier' da gar nicht mehr darauf. Schon bald nach Beginn des Studiums hab' ich mich einer Studentengruppe angeschlossen. Wir sind eine Vereinigung, die das Deutschtum pflegt. Wir versuchen, das Positive aus der Vergangenheit zu bewahren und es für die Zukunft aufzubereiten. Es muss endlich wieder möglich sein, sich mit Stolz als Deutscher zu bekennen. Jeden Dienstag treffen wir uns. Aber wir sind keine schlagende Verbindung oder so, das lehnen wir ab. Wir wollen in keinem Museum leben und sind keine Museumswärter. Ich glaub', was uns am meisten beschäftigt, ist die Suche nach einer neuen nationalen Identität. Ein deutsches Volk, das stolz ist, ohne gleich nach einer Diktatur zu schreien. Zumindest nicht nach einer, wie die nationalsozialistische. Damals war es wichtig, den Kommunismus zu verhindern. Sonst wären wir heute wahrscheinlich ein Teil des Ostblocks.

Schade, dass Vater so wenig von damals erzählt hat. Er war so ein stiller Mensch. In den vielen Jahren waren es nur ein paar Sätze, die er über seine Tätigkeit in Dachau weitergab. Eine zufällige Bemerkung über Experimente, eine zufällige über Häftlingsbehandlungen, eine andere über den Tod von Tau-

senden oder dem raschen Ende, das keiner im Lager erwartet hatte.

Ob ich damals auch so gehandelt hätte? Ich glaube schon. Es war Krieg, und alle waren begeistert. Und Krieg war nicht nur an der Front zwischen zwei verfeindeten Armeen. Es war auch Krieg im eigenen Land. Der Feind war nicht nur der Russe und der Amerikaner. Es war auch der Kommunist, der Jude und der Zigeuner. Was ist daran absurd? Jeder Feind, jeder feindliche Mensch hat etwas Absurdes an sich. Da steht einer vor mir, der genauso aussieht wie ich, und ist plötzlich mein Feind.

Entweder ich glaube es oder nicht. Und wenn ich es glaube, dann akzeptiere ich jeden als Feind. Den feindlichen Soldaten und die feindliche Rasse. So war damals die Ideologie. Ich versteh' nicht, warum man das heute immer so unterschiedlich sieht. Warum soll ein Soldat, der jahrelang andere Menschen erschießt, Handgranaten in bewohnte Häuser wirft, Schiffe versenkt, Brücken sprengt und dabei auch immer Frauen und Kinder tötet, nach dem Krieg nach Hause gehen und sozusagen in Frieden weiterleben können. Und mein Vater soll im Gegensatz dazu ein Verbrecher sein? Beide hatten den Befehl zu töten. Jeder auf seine Art. Sie waren beide der Überzeugung, das Richtige zu tun.

Ich hätte genauso gehandelt, das sagte ich schon. Und ich kann mir vorstellen, dass Sie das erschreckt. Aber ich stell' mich hier nicht als einer dar, der seinen Vater verleugnet. Im Gegenteil, ich bin stolz auf ihn.

Es bestand ja auch jahrelang die Gefahr, dass ein Verfahren gegen ihn eröffnet werde. Er hatte keine Angst davor. Ich hab' ihn bewundert, nur er hat mich ignoriert. Das ist das eigentlich Schlimme an seiner Geschichte. Diese Szenen zu Weihnachten, schrecklich. Was hat er sich stundenlang damit beschäftigen können, mit meiner Schwester zusammen die Geschenke auszupacken, sie zu bewundern, wenn sie die neuen

Kleider anprobierte, ihr eine Kette um den Hals zu legen. Er vergötterte sie. Und mich übersah er wieder. Er war nicht unfreundlich, hat mich auch nie geschlagen. Nur dieses durch mich durchsehen war so furchtbar. Drei-, viermal musste ich einen Satz wiederholen, bis er darauf reagierte. Warum das alles? Ich kann's mir nicht erklären. Der hasste seinen eigenen Sohn, oder er war ihm zumindest gleichgültig.

Meine Mutter sagt immer, dass ich genauso aussehe wie er, als er jung war. Kurz vor Ende des Krieges ist er nach Berlin geflüchtet. Dann, als alles vorbei war, lebte er so weiter wie jeder andere.

Ich weiss im Moment nicht, wo ich weitermachen soll. Alles ist so verwirrend. Manchmal, wenn ich über ihn spreche, ist es so, als wäre er ein Fremder, den ich nie gesehen habe, der mir jedoch oft beschrieben wurde. Und ich gebe dann die Beschreibung weiter, aber nicht die eigenen Eindrücke. Wenn sie mich heute fragen, wie er ausgesehen hat, muss ich mir ein Bild ansehen, um mich zu erinnern. Die Farbe der Augen? Blau, glaube ich, oder auch grau. Etwas gedrunken war er, nicht sehr gross, auch ziemlich rundlich. So ähnlich wie ich halt. Eine Schönheit sind wir beide nicht. Auch meine Schwester ist eigentlich hässlich. Vielleicht hat sie deshalb solche Schwierigkeiten mit Männern. Ich hab' keine feste Freundin. Nein, hatte ich auch nie. Einmal ging ich mit der Tochter von Freunden meiner Eltern, aber das hielt nicht lange. Ich hab' da Schwierigkeiten mit den Frauen heute. Wie soll ich das beschreiben? Die interessieren mich nicht. Vielleicht sollte ich es einmal mit einer Alteren versuchen. Die Jungen und Gleichaltrigen verstehen mich nicht. Und was die interessiert, interessiert mich nicht. So eine richtige Gefährtin stell' ich mir vor. Eine Kameradin, die mit einem durch dick und dünn geht. Wichtig wäre natürlich die politische Übereinstimmung. Aber bei uns in der Gruppe gibt es kaum Frauen, und die sind schon alle vergeben. Nun ja, da wird sich auch

etwas ergeben mit der Zeit. Frauen gibt es ja genug, da wird auch eine für mich darunter sein.

Ich hab' keine Angst vor ihnen, nein, darum geht es gar nicht. Aber wenn ich seh', mit welcher Unruhe viele junge Männer den Frauen hinterher sind, dann halt' ich mich lieber zurück. Meine Schwester hatte doch einen Mann nach dem anderen. Sie nahm die Typen sogar mit nach Hause und übernachtete mit ihnen bei uns. Die hat keine Scham. Aber es nützt ihr nichts. Heute ist sie so alleine wie ich. Da warte ich lieber.

Freunde hab' ich schon. Meine Kameraden. Die halten zu mir. Wir halten alle zusammen. Wenn einer Hilfe braucht, sind alle da. Da braucht keiner Angst haben, dass er übrigbleibt.

Vor zwei Jahren bin ich von zu Hause ausgezogen. Ich mietete mir ein Zimmer bei einer Witwe eines Kameraden meines Vaters. Die hat eine riesige Wohnung und lebt ganz allein. Die sorgt auch für mich. Macht mir ein Frühstück und wäscht meine Wäsche. Es geht mir eigentlich sehr gut dort, besser als bei meiner Mutter. Ausserdem erzählt sie auch gerne von früher. Die kannte meinen Vater schon vor dem Krieg, und ihr Mann war, glaube ich, ein Kollege meines Vaters. Von ihr erfuhr ich, wie Vater war, als er noch jung war. Wie er aussah, wie er Mutter kennenlernte, und auch ein paar Einzelheiten über seine Arbeit während des Krieges. Die Frau erzählte mir auch, dass mein Vater selbst unter den Häftlingen einen guten Ruf hatte. Er war eben nicht einer dieser Schlächter. Kein Sadist und Lustmörder. Diese Symbole sind auch zu einfach. Angeblich hat er sogar einigen Häftlingen zur Flucht geholfen, aber das kann auch ein Gerücht sein.

Die Frau, bei der ich wohne, hat auch eine Tochter. Die ist etwas älter als ich und wohnt in einer anderen Stadt. Einmal pro Monat kommt sie, um die Mutter zu besuchen. Was dann immer geschieht, kann ich Ihnen nur sagen, wenn sie keinen Namen nennen. Ich bin ja sicher kein Frauenheld, aber jedes Mal, wenn die Tochter kommt, schläft sie in meinem Bett.

Die kommt einfach und legt sich zu mir, ohne viel zu reden. So etwas ist mir sonst noch nie passiert. Und die Mutter weiss das auch. Aber sie hat noch nie etwas dagegen gesagt. Vielleicht hofft sie, dass ich ihre Tochter einmal heirate. Ich hab' mir das auch schon einmal überlegt. Allerdings scheint diese junge Frau ein sehr liderliches Leben zu führen. Wenn ich mir vorstelle, dass sie das auch bei anderen Männern so macht wie mit mir? Die ist so ohne Scham, dass ich sie schon wieder bewundere. Hemmungen kennt die keine. Lacht immer und ist fröhlich. Wenn ich der von meinen Sorgen erzähle, macht sie sich darüber lustig. Und das Eigenartige dabei ist, dass dann auch die Sorgen nicht mehr so dramatisch erscheinen.

Manchmal denk' ich mir, so frei müsste man sein. Einfach das zu machen, wozu man Lust hat. Sogar im Sexuellen. Aber vielleicht hab ich eine andere Aufgabe im Leben. Wir in unserer Gruppe sind wahrscheinlich nicht auf der Welt, um uns zu vergnügen.

Vielleicht werden wir einmal die neue Intelligenz sein. Ich bin sicher, es kommt noch einmal eine ähnliche Zeit wie damals. Sie wird anders sein, aber auch anders als heute. Die Menschen können ohne Symbole und Leitfiguren nicht leben, zumindest auf die Dauer nicht. Die neuen Führer werden andere sein. Nicht mehr der Krieg oder die Vernichtung einzelner wird das Ziel sein, sondern die Macht ohne Krieg. Der Tod der einen wird nicht mehr die Voraussetzung für das Leben anderer. Es wird eine Herrschaft geben ohne Opfer, nur durch Unterwerfung, positiver Unterwerfung. Heute ist es nicht mehr so einfach, die Masse zu mobilisieren. Die Menschen sind kritischer geworden. Und kritische Menschen lassen sich nur begeistern, wenn sie einen Feind haben, der ihrem kritischen Bewusstsein entspricht. Das hat man bei der Friedensbewegung gesehen. Das haben wir genau studiert. Da konnte man sehen, dass sich der Deutsche immer noch mobilisieren lässt. Nur der Feind muss stimmen.

Meine Freunde und ich – die meisten sind Ärzte – werden bereitstehen. Wir haben Zeit. Wir werden uns nicht von irgendwelchen Idioten benutzen lassen wie unsere Väter. Als Ärzte sind wir bei jeder politischen Veränderung unentbehrlich. Das Volk als lebendiger Körper braucht die Ärzte. Sie können auch töten, wenn es sein muss. Nicht aus Lust, sondern berufsmässig. Es gehört zur Arbeit. So wie ein Arzt einen Patienten rettet, indem er ihm den Blinddarm herauschneidet, kann er den Volkskörper schützen, indem er grössere Geschwüre entfernt. Die Vernichtung von Leben ist immer auch eine Überlebensgrundlage für andere. Die eigene Überzeugung ist dabei das wichtigste. Mein Vater war mir da ein Vorbild.

Ich weiss, wer Sie sind, und kann mir vorstellen, wie Sie jetzt von mir denken. Aber ich bin ein ehrlicher Mensch, ich will und kann Ihnen nichts vormachen. Dazu ist mir die Sache zu wichtig. Mein Vater hat getötet, ja, stimmt. Er hat vielleicht ein paar hundert Häftlinge auf dem Gewissen. Er hat mit Menschen Versuche gemacht, er hat kranken Häftlingen nicht geholfen und nichts gegen den täglichen Tod im Lager unternommen. Aber vergessen Sie nicht: Er tat alles aus Überzeugung und nicht aus Mordlust. Er war kein Perverser, sondern ein politisch denkender Mensch, der zufällig auf der falschen Seite war. Sonst wäre er wahrscheinlich hochgeehrt als Medizinprofessor in den Ruhestand getreten und hätte nicht als Chemiker versteckt sein restliches Leben nach dem Krieg als Unbekannter in einem Forschungslabor verbracht.

Ich werde es anders tun. Ohne jedoch anders zu sein.

INGEBORG, 41

Die Versöhnliche

Ich bin 1945 in Kärnten geboren. Mein Vater stammt auch aus Kärnten und ist dort in ärmsten Verhältnissen aufgewachsen. Der Vater von ihm hat sich am Ende vom Ersten Weltkrieg aus einem Gefangenenlager in Sibirien bis nach Kärnten durchgeschlagen. Es muss eine abenteuerliche Flucht gewesen sein. Irgendwo im slowenischen Teil wurde er jedoch wieder gefangen und ist im Gefängnis so geschlagen worden, dass er an einer Nierenblutung zugrunde ging. Das hat sicherlich meinen Vater in Richtung deutschnational geprägt. Die Mutter hat sich dann mit den Kindern alleine durchschlagen müssen.

Ich habe mir das Haus einmal angesehen. Eine Hütte aus Stein, direkt an einem Bach, mit nur einem Zimmer und einem Ofen, der nie richtig geheizt hat. Das war eine Armut, die kann man sich heute kaum noch vorstellen. Der Vater ist immer, ob Sommer oder Winter, mit Holzschuhen in die Schule gegangen, ohne Socken. Auf's Brot gab's Rindertalg, und die Mutter hat versucht, mit Nähen für die Bauern das Allernotwendigste zu verdienen.

Von daher kommt auch die Abneigung meines Vaters gegen den Katholizismus. Die Bauern, bei denen er oft in Pflege war, haben ihn fürchterlich schlecht behandelt, aber nach aussen hin waren es die frommen Leute. Der Vater ist von Anfang an durch seine Sportlichkeit aufgefallen. Er war sehr geschickt und ein richtiger Draufgänger. Einmal machte er auf

einem Fabrikschlot einen Handstand oder ging auf dem Geländer über einen reissenden Fluss und lauter so Sachen. Oft hab ich diese Geschichten über ihn gehört. Aber wie gesagt, mit dabei war immer diese unvorstellbare Armut. Er stand einmal vor einem Zuckerigeschäft und hat davon geträumt, sich einmal im Leben solche Leckereien kaufen zu können. In diesen Dimensionen haben sich seine Wünsche abgespielt.

Vielleicht kam es über den Turnverein, oder es war die Idee von einer deutschnationalen Reinheit und Ethik, ich weiss es nicht, aber er hat sich von Anfang an den Nationalsozialisten angeschlossen. Er war politisch immer sehr naiv. Aber diese Bewegung muss ihn fasziniert haben. Er war ein sogenannter Illegaler und ist auch zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden, lange bevor die Deutschen in Österreich einmarschierten.

Als er entlassen wurde, ging er sofort nach Deutschland. Dort hat ihn diese Massenbewegung begeistert. Er bekam einen Platz in der Sportschule in Berlin und hat diese mit grossem Erfolg beendet. Das waren, glaube ich, die schönsten Jahre für ihn. Noch vor dem Krieg und in Berlin, wo die Olympiade und die ganze faschistische Bewegung auf einem Höhepunkt war. Er entsprach in jeder Hinsicht dem nationalsozialistischen Ideal. Jung, drahtig, sauber, fanatisch und ohne jeden Zweifel. Er kam dann zurück nach Kärnten und wurde so etwas wie ein Sportgauleiter, hat eine Sportschule aufgebaut und sich sehr aktiv in der Partei und der Organisation betätigt.

Dann ist der Krieg ausgebrochen, und Vater hat sich sofort freiwillig gemeldet. Er hätte sich leicht freistellen lassen können, aber das wollte er nie. Man kann nicht Ideale haben und andere dafür kämpfen lassen, war seine Philosophie damals. Er war in Polen und in Russland. Aber Genaueres über die Kriegszeit weiss ich nicht. Aus seinen Geschichten ging nur

hervor, dass er immer an vorderster Front mit seinen Leuten gekämpft hat. Am Ende des Krieges war er wieder in Kärnten und hat sich vor den Engländern in den Bergen versteckt. Die haben ihn gesucht. Warum, hab' ich nie verstanden. Angeblich hat er irgendeinen Orden bekommen, den Blutorden oder sonst einen. Er war gegen Ende des Krieges in Italien und sollte dort Partisanen erschiessen. Er erzählte mir, dass er sich jedoch geweigert hätte. Aber wie er von der Ostfront dann plötzlich nach Italien und wieder nach Österreich kam und die ganze Geschichte mit diesem Orden, weiss ich nicht so genau.

1945 kam ich ja zur Welt. Er liess den Engländern damals ausrichten, dass sie ihn gar nicht zu suchen bräuchten, er würde sich nach der Geburt seines Kindes freiwillig stellen. Was er dann auch gemacht hat.

Von den Engländern ist er zu zwei Jahren verurteilt worden, die er auch absitzen musste. Vor ein paar Jahren, als ich mit meinem Mann in Israel war, trafen wir einen entfernten Verwandten von Alex, der damals im Gefängnis gearbeitet hatte, in dem mein Vater festgehalten worden war. Das war schon eine eigenartige Situation für mich. Dass mein Mann Jude ist, weisst du ja. Aber davon später.

So mit 17 oder 18 begann ich mich gegen ihn zu wehren. Es gab zwei Themen. Nazizeit und Juden. Ich wollte ihn immer dazu bringen, dass er die Zeit verurteilt oder von eigenen Fehlern spricht. Aber er reagierte immer nur mit Abwehr. Er war einfach nicht dazu bereit, die Zeit seiner Jugend schlechtzumachen.

Wenn es um Juden ging, kam natürlich Israel. «Schau, was die heute in Syrien machen und mit den Palästinensern.» Und dann kamen unwahrscheinliche Klischees. «Die Juden sind genauso militärisch und halten alle zusammen. Nur wir sind so selbstkritisch, die dürfen sich alles erlauben» usw.

Bis er dann einmal erzählte, dass er im Gefängnis von einem

englischen Juden geschlagen worden war. Der brüllte ihn an mit ‚Nazischwein‘. Das war sozusagen der Beweis, dass die auch nicht besser wären. Ich hab’ dann immer darauf geantwortet, dass man diese persönliche Wut nicht mit den Verbrechen der Nazis vergleichen könne, aber es war sinnlos. Es war ja nicht so einfach, gegen diesen Vater vorzugehen. Wir waren, als ich noch zu Hause war, eine ideale Familie. Der Vater familienbezogen, trank nicht, rauchte nicht, hatte auch sonst keine Laster. Sport war wichtig, es wurde gewandert, gesungen, die Familie hat immer alles zusammen gemacht.

Wenn er gesoffen hätte oder wenigstens ein paar Freundinnen gehabt hätte. Aber er war unangreifbar für mich. Bis ich die Politik entdeckte. Da fiel jedoch dann alles zusammen. Nichts blieb mehr übrig von der Anständigkeit.

Die Mutter kommt zwar aus besseren Verhältnissen, war aber, was die Nazizeit betrifft, genauso dabei. Sie war BDM-Lagerleiterin. Das war angeblich alles so lustig und schön damals, und wie man sich gegenseitig geholfen hat. Nur als die Synagogen brannten, war’s nicht so schön. Da war Mutter sogar ein wenig traurig. Auch ihre Mutter, die kannte ich noch, sprach Jahre nach dem Krieg davon, dass man sich ja nicht mit den Juden vermischen darf.

Was hab’ ich nicht alles versucht in den vielen Jahren, um wenigstens nur ein bedauerndes Wort zu hören. Einzige Reaktion des Vaters: «Jedes Regime hat seine Opfer.» Und über die Juden Vernichtung sagte *er* einmal: «Das war ein Fehler, das hat ihnen mehr geschadet als genützt.»

Ich hab’ mich später, als ich von zu Hause weg war, sehr für das Judentum interessiert. Ich entwickelte eine Art positives Vorurteil. Alles habe ich gelesen, über KZs, über ‚Medizin ohne Menschlichkeit‘ die Verfolgungen und Vernichtungen. Eine Zeitlang hab’ ich mich voll mit den Opfern identifiziert. Jede Überlebensgeschichte hat mich so fasziniert, dass ich sie fast miterlebt habe. Ich hatte fast eine erotische Beziehung

zu diesem Opfertum und vor allem zu den Überlebenden. Dazu kamen die Beschreibungen von Juden, die in jedem Detail das exakte Gegenteil von meinem Vater darstellten. Diese politische Naivität, dieses Sauberkeitsbewusstsein, die moralische Naivität, auch die geistige Unbeweglichkeit, die Borniertheit. Alles Eigenschaften, die meinem Bild, das ich von Juden damals hatte, nicht entsprach.

Als ich dann Alex kennenlernte, erzählte ich es natürlich sofort meinen Eltern. So ganz harmlos, ich kenn' jetzt einen netten jungen Kerl, und der ist Jude, wollt ihr ihn nicht einmal kennenlernen? Das erste, was die gesagt haben, war: «Aber bitte keine Kinder!» Als er dann einmal bei uns war, fiel meiner Mutter nur ein, dass er nicht sportlich ist. Das war das wichtigste. Dass er etwas im Kopf hat, fiel ihnen schon auf. Vor den Mischlingen hatten sie Angst. Weil die darunter litten und so besonders arm seien.

Ich hab' auch noch eine ältere Schwester, mit der hatten es meine Eltern auch nicht leicht. Von einem Spanier hat sie ein Kind bekommen, einen Amerikaner hat sie geheiratet. Und als sie noch studiert hat, ging sie mit einem Afrikaner.

Auf jeden Fall ging das mit Alex weiter. Heute haben wir zwei Kinder, und ich glaube, meine Eltern mögen ihn sehr. Trotzdem haben sie sich im Grunde nicht geändert. Aber mir war es möglich, durch Alex aus meiner Tradition herauszuwachsen. Alex hat auch meinen Eltern gegenüber nie eine falsche Rücksicht genommen. Er hat alles in Frage gestellt, was sie sagten, hat einfach ganz normal mit ihnen geredet und war nie so autoritätsgläubig wie ich. Vieles war faszinierend, manches aber auch lästig. Ich war doch so ein Naturmensch und bin sehr oft und gern wandern gegangen. Wenn Alex dann mit war, hat er ununterbrochen geredet. Ich wollte ein paar Bäume sehen, aber die haben ihn gar nicht interessiert. Oder er hat sich oft unmöglich bei Freunden aufgeführt. Die seien alle langweilig und nicht zum Aushalten, dann stand er auf

und ging. Ich bin immer brav sitzengeblieben. So war halt meine Erziehung. Letzten Endes bin ich doch so etwas wie ein Überläufer. Aus dem nationalsozialistischen ins jüdische Lager. Ich trag auch einen Davidstern. Nicht, weil ich mich zum jüdischen Glauben bekenne, aber ich gehöre trotzdem mehr zu ihm als zu jemandem anderen. Wir feiern auch Chanukka und Pesach mit seiner Mutter. Zu der ich übrigens einen sehr engen Kontakt habe. Die mich auch voll akzeptiert und nie ein Vorurteil gegen mich hatte.

Und trotzdem bleibt vieles fremd. Wenn Alex mit seinem Freund zusammen ist, der auch Jude ist, versteh' ich die beiden kaum. Da spielt sich etwas ab, wo ich gar nicht mitkomme. Heute bin ich keine Kärntnerin und keine Jüdin. Das Verhältnis zu meinen Eltern war eine Zeitlang sehr schlecht, wurde dann langsam wieder besser. Ich glaub', als sie merkten, dass ich an Alex hing und ihn nicht aufgeben wollte, wurden sie etwas weicher.

Ich hab' ja auch einige Veränderung Alex gegenüber durchgemacht. Zu Beginn war alles neu. Ich hatte zwei Jahre das sogenannte Karpfensyndrom: Mir blieb der Mund offen stehen! Zuerst dachte ich, das sind alles Vorurteile gegen Juden, die ich überwinden muss. Heute seh' ich das anders. Es gibt sie wirklich, diese kulturellen Unterschiede. Und ich versuche mit ihnen zu leben. Die Juden sind anders.

Die Verbindung mit Alex hat mir sicherlich geholfen, mich von meinen Eltern auch gefühlsmässig zu lösen. Den Ort zu verlassen, war nicht ausreichend. Auch sich von ihrer Gedankenwelt freizumachen, war der wichtigere Schritt. Heute habe ich eine ganz andere Einstellung zu Autoritäten wie früher. Ich muss nicht mehr so perfekt sein, und es ist wichtiger für mich, etwas zu tun, als nur darauf zu warten, dass es vielleicht irgendwann einmal zur idealen perfekten Handlung kommt. Was andere denken, stört mich lange nicht mehr so wie früher. Ich fühle mich freier und unabhängiger, obwohl

man doch annehmen müsste, dass die Ehe mit einem Juden in Österreich mehr einengt als Erweiterung bringt. Das Gegenteil war bei mir der Fall.

Trotzdem hat es lange gedauert, bis wir uns zu einer Ehe entschliessen konnten. Da gab es die Frage des Übertritts für mich. Den ich aber nicht wollte, weil ich kein religiöser Mensch bin. Dann natürlich auch die Frage, wie die Kinder erzogen werden sollen. Auch hierfür gibt es noch keine Antwort. Vielleicht müssen sie selbst einmal entscheiden, welchen Weg sie gehen. Im Grunde genommen geht es nur, wenn beide Traditionen so weit wie möglich zurückgenommen werden. So gab es eine Hochzeit ohne Pfarrer und Rabbiner, und die Kinder gehen weder in den einen noch in den anderen Religionsunterricht. Ob das gut ist, weiss ich auch nicht. Denn die Welt meiner Eltern zu verlassen, heisst nicht unbedingt, in der von Alex völlig aufzugehen. Zu viel ist mir dort auch noch fremd.

Wenn er mit seinem Freund oder anderen Juden zusammen ist, entsteht immer noch das Gefühl in mir, nicht dazuzugehören. Mir ist schon oft aufgefallen, dass dann eine für mich unüberwindbare Mauer entsteht, mit der sie sich einschliessen und mich ausserhalb zurücklassen. Trotz der vielen Jahre, die ich jetzt mit Alex schon zusammenlebe, bleibt eine Distanz. Heute akzeptiere ich die und versuche nicht mehr, sie wie früher zu ignorieren. Natürlich hat mich diese Situation auch sehr oft geärgert.

Letzten Endes ist das Leben mit Alex eine Bereicherung.

Aber das Tragische an dieser Horizonterweiterung ist, dass ich meine Heimat verloren habe. Und das ist es, was ich auch meinen Eltern vorwerfe. Die Familie, die sie vorlebten, konnte ich nicht weiterleben. Aber meine Entscheidung, mit Alex zu leben, war eine Entscheidung für die Isolation. Alle Werte sind fraglich geworden. Der Ort, wo man aufgewachsen ist, wird fremd und unerträglich. Ich hab' kaum Freunde,

meine Altersgenossen interessieren mich nicht. Immer mehr hab' ich mich in die Familie zurückgezogen.

Ich glaub' allerdings, dass ich mich mehr zurückgenommen habe in dieser Ehe als Alex. Ich bin meilenweit von meinen Eltern entfernt, aber er kaum von seinen. Er hat durch mich den Kontakt zu diesem Land bekommen. Zur Natur, zur Landschaft, zu Schönheiten wie Blumen und Wiesen. Was ich bekommen habe, ist eher eine innere Unruhe. Herausgerissen aus meiner Umgebung, ohne eine neue gefunden zu haben, lebe ich mit einem Mann, der in jedem Detail meinem Vater widerspricht. Und innerhalb einer Generation sind aus der idealen deutschnationalen Verbindung zwischen meiner blauäugigen Mutter mit langen blonden Haaren und dem durchtrainierten, schlanken, ebenfalls rein arischen Kärntner Jungmann Grosseltern geworden, deren Enkel ausländische oder jüdische Väter haben. So ist vielleicht meine Ehe mit Alex auch der Beweis für die Unsinnigkeit und auch Kurzlebigkeit von Ideologien wie den Nationalsozialismus. Vielleicht ist mein Leben zusammen mit einem Juden hier in Österreich auch mein persönlicher Beitrag zur Versöhnung und Wiedergutmachung. Andern konnte ich meine Eltern nicht, aber sie dazu bringen, einen Juden als Schwiegersohn zu akzeptieren. Bei unserer Hochzeit sagten sie es jedem, dass sie nun glücklich seien und Alex sehr gerne haben. Fünfzig Jahre nach Auschwitz ist das ein Fortschritt. Und ein gar nicht so kleiner.

STEFAN, 29

Der Leidende

Mir ging es immer so wie dir. Ich war der Jude in meiner Familie. Der Vater, die Mutter, die Grossmutter, alle haben sie den Terror in der Familie weitergeführt. Und mich hatten sie im Auge. Ganz klein machen wollten sie mich, nicht umbringen, nein, dann wäre ja alles vorbei gewesen. So wie man einer Fliege nur einen Flügel ausreisst und dann beobachtet, wie sie verzweifelt versucht zu fliehen.

Ich habe versucht, mich davon freizumachen. Einfach so viel wie möglich nicht zulassen, alles wegschieben und so tun, als ob es mich nicht kümmern würde. Wenn ich spürte, dass mich etwas bewegte, wehrte ich mich dagegen, wollte das Gefühl nicht aufkommen lassen. Die Eltern hatten da einen sechsten Sinn. Wenn die nur ahnten, dass mich etwas berührte, schlugen sie in die Kerbe. Jede Wunde rochen sie, jede Schwäche zu entdecken war ihnen ein Vergnügen. Als Kind lebte ich in der Fantasie, dass ich nur überlebe, wenn ich mich vor ihnen verbergen kann. Zeig ihnen deine Wunden, und sie streuen Salz hinein. Kam ich nach Hause mit aufgeschlagenen Knien, gab es zusätzlich noch Prügel, weil die Hose schmutzig war. Weinte ich, gab es Schläge, weil ich mich nicht wie ein Mann benahm. Versuchte ich Hilfe zu bekommen, wurde ich ausgelacht. Die haben auf mir herumgetrampelt, bis ihre Absätze abgewetzt waren.

Man redet immer soviel von euch Juden als den eigentlichen Opfern des Krieges. Aber für die, die überlebt haben, war er

vorbei, als Hitler sich umbrachte. Nur für uns, die Kinder der Nazis, ging er weiter. Das Schlachtfeld Familie entdeckten die Helden des Dritten Reiches, als ihr eigenes in Schutt und Asche fiel.

Die züchteten mir einen Minderwertigkeitskomplex mit einer Konsequenz, das ist unvorstellbar. Ich war ein richtiger Trottel als Kind. Immer und überall nur Angst, vor allem und jedem. In der Schule immer von den Mitschülern geprügelt. Dass man sich auch wehren konnte, war mir fremd. Diese Angst habe ich heute noch. Vor jeder Autorität bin ich unsicher und verkrampft.

Also, als meine erste Beziehung zerbrach, war ich noch so blöd, zu meiner Mutter zu gehen. War es Zärtlichkeit und Verständnis, das ich erwartete, fiel meiner Mutter nichts anderes ein, als zu sagen, dass es sicherlich meine Schuld sei, dass es auseinanderginge. Immer haben die mich fertig gemacht, egal womit ich zu ihnen kam.

Zärtlichkeit gab's überhaupt nie. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich einmal auf dem Schoß meiner Mutter sass und sie mich in die Arme nahm. Oder dass Vater mir einmal über den Kopf strich, und Küsse z.B. gab's überhaupt nicht.

Später hatte ich auch so ein verworrenes Frauenbild. Ich ging davon aus, dass es nur Göttinnen und Huren gibt. 99 Prozent sind Huren, und die ganz wenigen Göttinnen findet man leider nie. Ich hab' immer gedacht, wenn ich denen alles gebe, was sie wollen, werden sie auch mich lieben. Und ich hab' auch alles gegeben. Verwöhnte sie, schenkte ihnen alles, las ihnen jeden Wunsch von den Augen ab, aber sie haben mich alle betrogen. Schon als ich 18 war und mit meiner ersten Freundin nach Italien fahren wollte, sparte ich ein halbes Jahr für die Fahrkarten. Dann gab ich ihr das Geld für ihre Karte und sah sie nie wieder. Aber das war nur der Anfang.

Oder mit der Religion. So mit 14 bin ich sehr religiös geworden. Ging jeden Sonntag in die Kirche, ass freitags kein Fleisch

und betete richtig fleissig. Aber bald gab ich's wieder auf, auch das hat nicht sehr geholfen. Dann dachte ich mir eine Zeitlang, ob es nicht besser wäre, zum Buddhismus überzutreten. Das ist so eine sanfte Religion, die würde mir zusagen. Da geht alles über die Liebe und die Berührung.

Ich hätte ja einfach übertreten können, aber ich habe mich nicht getraut. Meine Eltern nahmen mir jeden Willen zur Veränderung. Alles was verboten war, frass ich in mich hinein, und Fragen stellen oder gar etwas fordern gab's überhaupt nicht.

Der einzige Gedanke, der mich am Leben gehalten hat, war der Glaube an die Liebe. Eines Tages lernst du so eine Göttin kennen, und dann wird alles anders. Das war mein einziger Gedanke.

So mit zwanzig, als ich spürte, dass nichts klappte in meinem Leben, hab' ich dann stark abgenommen. Alles war eine Kette von Rückschlägen, die sich aneinanderreichten. Als ich meinem Vater einmal erzählte, dass es mit den Frauen bei mir nicht so klappe, gab er mir den Ratschlag, einmal in ein Bordell zu gehen. Das waren seine Unterstützungen. Ich glaub', nur als Kind war ich stark. Aber je älter ich wurde, desto schwächer wurde ich. Während andere sich weiterentwickelten und langsam selbständig und lebensfähig wurden, wurde ich unsicherer und ängstlicher. Mein Bedürfnis nach Schutz und Geborgenheit wurde immer stärker. Aber wer schützt mich heute? Ich bin genauso gefährdet wie die Juden, das hab' ich auch mit ihnen gemeinsam. Deshalb sind sie mir auch so sympathisch. Die Brutalität meines Vaters hat sich sicherlich früher gegen die Juden gerichtet, aber nach dem Krieg waren doch keine mehr da. Da gab's nur noch mich.

Er war stolz auf das, was er getan hat. Denen hätte er es gezeigt, sagte er oft. Die hätten vor ihm gezittert. Er war ja vorerst bei der SA, ist aber rechtzeitig umgesprungen. Er hat sie alle verachtet. Juden, Zigeuner, Homosexuelle, Kommunisten. Heute hasst er sie noch genauso wie damals. Nur ist er

zu feig, das öffentlich zu sagen. Nur noch in den eigenen vier Wänden ist er der grosse Held. Und sein Opfer nach dem Krieg war ich! Ich kann nichts dafür, was mein Vater getan hat. Ich war damals nicht auf der Welt und habe auch nichts damit zu tun. Ich fühl' mich auch nicht dafür verantwortlich. Und Worte wie Mitschuld oder Mitverantwortung oder Fortsetzung der Trauer finde ich fehl am Platz. Für das, was mein Vater anderen angetan hat, kann ich mich nicht entschuldigen, das war er und nicht ich. Ich habe ebensowenig mit seinen Taten zu tun, wie ich mit ihm zu tun habe. Ich bin ein völlig anderer Mensch, vielleicht sogar das exakte Gegenteil. Ich fühl mich auf der anderen Seite als einer, der genauso unter ihm leidet, wie all jene im Dritten Reich. Seine Brutalität und Aggressivität ist heute vor allem für mich gefährlich und nicht für die anderen, über die er zwar ununterbrochen wettet, aber eben nur redet.

Aber mich hat er mein ganzes Leben lang misshandelt! Warum verlangt man heute von mir, dass ich besonderes Mitgefühl haben soll mit den Opfern des Nationalsozialismus? Für die ist doch die Sache gelaufen. Und die, die überlegt haben, bekamen einen Haufen Unterstützung. Aber uns, die Nachkommen der Nazis, nimmt keiner ernst. Im Gegenteil! Die versuchen uns noch nachzuweisen, dass wir so sind wie unsere Väter. Wie oft hat ein Lehrer in der Schule zu mir gesagt, wenn er mich bei einer Rauferei erwischte, von mir hätte er nichts anderes erwartet. Immer wieder diese Anspielungen auf meinen Vater.

Er war eine Zeitlang der Stadtkommandant der SS. Vor allem die Sozis in der Stadt hassten ihn. Von denen hat er etliche ins Gefängnis gebracht. Von den Juden kam keiner mehr zurück nach dem Krieg. Vielleicht haben auch keine überlebt, ich weiss das nicht.

Ich wär sicher nicht zur SS gegangen, wenn ich damals gelebt hätte. Wahrscheinlich wäre ich einer der ersten gewesen, den

sie verhaftet hätten. Ich bin kein Tätertyp. Das sind andere. Das sind derbe, rauhe Menschen. So wie die Freunde meines Vaters. Die können drei Liter Bier trinken und sind immer noch nicht betrunken. Mir ist schon nach zwei Gläsern schlecht. Die können wahrscheinlich mit jeder Frau schlafen, egal ob sie sie lieben oder nicht. Die fressen, saufen und huren sich durchs Leben, und wenn ihnen einer im Weg steht, schieben sie ihn beiseite. Zerdrücken ihn wie eine Fliege, die ihnen lästig ist.

Bei so einem Vater muss ich zum Scheitern verurteilt sein. Da gibt es keinen Ausweg. Mit jedem anderen hätte ich ihn getauscht. Aber auch die Mutter ist um nichts besser. Was der Vater nicht brachte, gab's von der Mutter. An die stellte ich natürlich noch grössere Ansprüche, was die Zärtlichkeit angeht. Aber die war immer eine stramme, deutsche Frau. Breit und fett, mit Händen wie ein Fleischer. Wenn ich ihr als kleines Kind die Hand gab, um über die Strasse zu gehen, war die Hand weiss und blutleer, als sie mich wieder losliess.

Die Mutter war eine uneheliche Tochter der Grossmutter. Die Grossmutter arbeitete bei ihrem Vater in einem kleinen Lebensmittelgeschäft. Ich glaube, meine Mutter hat nie gewusst, wer ihr Vater war. Die Grossmutter lebt heute noch. Eine verbissene alte Frau. Ewig schlecht aufgelegt mit einem Bartwuchs wie ein Zigeuner.

Auch Grossmutter ist heute noch eine begeisterte Nationalsozialistin. Ihr Lieblingssatz: Unter dem nächsten Hitler wird es nicht mehr so enden. Der lässt sich von niemandem was kaputtmachen.

Sie ist davon überzeugt, dass es einen neuen Hitler geben wird. Und wenn ich versuchte, ihr zu widersprechen oder auf die Schrecken der Nazizeit hinzuweisen, schrie sie mich an, was ich denn schon wüsste von damals. Ich sei doch verhetzt von den Juden und Kommunisten, die heute regierten. Als ich ihr einmal sagte, dass ich auch so sei wie die Juden, ge-

nauso verfolgt von den Verbrechern in der Gesellschaft, solchen wie sie eine ist, warf sie auch mir den Pantoffel nach. Gehen konnte sie ja nicht mehr so gut.

Die Eltern meines Vaters leben auch noch. Der Grossvater war Arbeiter, Maurer. Die Mutter immer zu Hause. Der Vater hatte noch zwei Brüder, die sind aber im Krieg gefallen. Vater und Grossvater können sich nicht ausstehen. Grossvater meint immer, dass Vater sich nur gedrückt hat im Krieg. Die beiden Brüder hätten wenigstens gekämpft, gegen richtige Soldaten. Aber Vater hätte gegen Wehrlose Krieg gespielt, meint Grossvater immer. Aber versteh mich nicht falsch, auch der war ein überzeugter Nazi. Er konnte nur die SS nicht leiden. Er gab ihnen die Schuld, dass der Krieg verlorenging. Wenn die weniger im Hinterland, sondern mehr an der Front gekämpft hätten, wäre der Iwan heute tot, war einer seiner Sprüche. Er hasste die Russen, aber auch die Amerikaner und natürlich die Juden und Neger. Die Eltern von Vater leben auch hier in der Stadt. Vielleicht eine halbe Stunde zu Fuss von uns entfernt.

Von allen ging immer nur Hass und Verachtung aus. Das war die Umgebung, in der ich aufwuchs. Das war nicht nur Politik oder die Einstellung zu einem bestimmten Problem. Ihre Gesinnung betraf fast alle Lebensbereiche. Vor allem die Themen Essen, Sexualität und Rassen wurden nie in den Fluchorgien ausgelassen. Die einen fressen, die andern huren herum, und alles, was nicht deutsch ist, sollte sowieso ausgerottet werden.

Aber die Sexualität steht doch auch für mehr. Die Liebe zu anderen Menschen, die Beziehungen überhaupt und natürlich auch die Liebe zur Natur und zu sich selbst. Menschen wie meine Eltern und Grosseltern können nicht lieben. Nichts und niemanden. Die können sich wahrscheinlich gar nicht vorstellen, jemanden zu lieben.

Ich bin da ganz anders. Für mich ist die Liebe das wichtigste

im Leben. Ich kann auch Verzeihen und jemanden, der mich verachtet, lieben. Ich glaube, das ist der wichtigste Unterschied zu meinen Eltern, die Fähigkeit, ein Gefühl zu spüren und es auch zuzulassen. Empfindsamkeit ist für meine Verwandten ein Fremdwort.

Über mein Leben gibt es sonst nicht viel zu erzählen. Ich lebte bis zum Abitur bei meinen Eltern, das war bis vor zehn Jahren. Dann zog ich nach Frankfurt, um zu studieren. In der Schule war ich immer einer der kleinsten, und durchsetzen konnte ich mich auch nie. Die anderen verprügelten mich, und ich war immer ein Aussenseiter. Vielleicht auch, weil ich so dicklich und unsportlich war. Mit meinen dunklen Haaren sah ich wirklich aus wie ein kleiner Jude. Auch dieses ganze Männergetue der Jungs war mir zuwider. Die rauchten heimlich, spielten Fussball und schlichen den Mädchen nach. Ich ging oft mit auf den Sportplatz, spielte aber nie mit. Den Ball durfte ich holen, dazu sollte ich mich hinter Tor setzen, falls einer vorbeischoß. Einmal, ich war vielleicht 11 oder 12, gingen ein paar Jungs mit einem Mädchen in die Büsche, die etwas abseits des Sportplatzes waren. Die zog ihre Hose runter, hob den Rock hoch und jeder durfte schauen. Ich stand etwas weiter weg und wollte schon fortlaufen, als der Gerhard, der war der Grösste, mich herrief und sagte, ich sollte mal den Finger hineinstecken. Ich wollte sofort weg, doch die anderen hielten mich fest und schleppten mich zu dem Mädchen. Die hatte überhaupt keine Angst und lachte nur. Na los, mach schon, schrien alle und stiessen mich vor. Ich warf mich auf den Boden und weinte, bettelte sie an, mich fortzulassen. Dann liessen sie mich gehen. Noch Wochen später machten die Jungs Witze über mich in der Schule. Und was so schrecklich war, auch die Mädchen lachten mich aus.

Ich war immer alleine. Auch später während des Studiums. Ich wohnte bei einer Tante meiner Mutter, hatte mein eige-

nes Zimmer, aber die Hölle von zu Hause setzte sich bei der Tante fort. Die war genauso wie meine Eltern.

Vor einem Jahr lernte ich meine jetzige Freundin kennen und zog zu ihr. Sie ist schon etwas älter als ich, geschieden und hat zwei Kinder. Aber die akzeptiert mich, ist nicht aggressiv, und hier bin ich zum ersten Mal ich selbst. Mit dem Studium komm' ich nicht so richtig weiter. Die Professoren verlangen einfach nur Auswendiggelerntes. Verstehen oder sich mit einer Sache auseinandersetzen ist nicht gefragt. Auch hier setzen sich nur die Starken durch, es ist überall das gleiche. Einer der Professoren ist übrigens Jude. Aber der ist auch nicht anders. Von dem war ich am meisten enttäuscht. Ich dachte, mit dem kannst du wenigstens in Ruhe reden, der wird dich verstehen. Aber der ist so angepasst an die anderen, dass man gar nicht mehr erkennt, dass er eigentlich ein anderer ist. Bei einer Prüfung einmal versuchte ich ihm zu erklären, dass es für mich nicht so einfach ist wie für die anderen, sich so einfach hinzusetzen und zu lernen wie ein Automat. Weisst du, was er geantwortet hat? Ich solle mich halt bei der Bank bewerben, wenn mir das Denken zuviel Mühe mache. Nett, was! Da wird sein Volk von den Nazis verfolgt und fast ausgerottet, und er hat nichts daraus gelernt, begegnet mir genauso mit einer Herrenmentalität wie mein Vater.

Nach Hause gehe ich nur noch selten. Vielleicht einmal pro Monat. Da hat sich nichts geändert. Immer noch die gleichen Sprüche und Handlungen, seit Jahrzehnten das gleiche. Der Vater schimpft auf die Russen, die Mutter auf die Gemüsefrau, und mich fragen sie nie etwas. Höchstens wenn ich zur Tür hereinkomme die übliche nichtssagende Frage: Was macht das Studium? Doch bevor ich noch geantwortet habe, sprechen sie schon über etwas anderes.

Vater ist jetzt in Pension. Er hat nach dem Krieg bei einer Baufirma gearbeitet. Er war verantwortlich für den Materialeinkauf. Sein Chef war genauso ein Nazi wie er. Wenn die

beiden zusammen waren, sprachen sie nur vom Krieg und von den Verhaftungen. Die waren beide zusammen bei der SS und holten öfters Leute aus ihren Wohnungen, da waren sie noch stolz darauf. Lachend erzählten sie, wie die Männer oft geweint haben und sie baten, doch wenigstens dies oder jenes mitnehmen zu dürfen. Die waren immer so stolz auf ihre Verbrechen. Mutter störte das nie. Die sass dabei, strickte und lächelte so vor sich hin. Wenn ich dann aufstand und aus dem Zimmer ging, rief mir Mutter nach, ich sollte mir ein Beispiel an Vater nehmen, der sei einmal ein Held gewesen und kein Jammerlappen so wie ich.

Vater hatte auch einige selbst erschossen. Angeblich wollten die bei Nacht fliehen. Es waren junge Männer, die sich versteckt hatten und nicht zum Militär wollten. Er hat das ein paarmal genau beschrieben, wie er das damals getan hat. Er hasste heute die Kriegsdienstverweigerer, aber auch die Offiziere. Die einen seien Drückeberger, die anderen würden nur im Kasino sitzen und die anderen für sich kämpfen lassen.

Der Chef meines Vaters, der mit ihm im Krieg zusammen war, hat auch einen Sohn. Mit dem hab' ich oft über unsere Situation gesprochen. Wir sind die Opfer der Nazis, die heute noch leben. Wir sind die Opfer der Überlebenden. Niemand erkennt das so richtig. Als Hitler tot war, haben die meisten seiner Helfer überlebt und suchten sich neue Opfer. Ich fühl' mich heute hingezogen zu den Zigeunern, Homosexuellen und Juden. Zu denen gehöre ich eigentlich. Ausser unseren zwei Katzen zu Hause war nie jemand zärtlich zu mir. Aber auch die quälte mein Vater. Er trat nach ihnen und versuchte sie am Schwanz zu erwischen. Niemand war vor seiner Brutalität sicher.

Aber heute gibt es keine Verbündeten für mich. Auch von den Juden bin ich enttäuscht. In den Studentenverband haben sie mich nicht aufgenommen, und ich hab' eigentlich das Gefühl, die wollen nichts mit mir zu tun haben. Na, ja, wenn ich an

Israel denke, kann ich mir vorstellen, warum. Heute sind doch die wahren Opfer ganz andere. Heut gehören doch auch die Juden schon zu den Aggressoren. Vor allem die Studenten hier sind von einer Überheblichkeit, das ist unbeschreiblich. Solidarität kennen die nicht. Und das Leid eines anderen wollen sie nicht anerkennen. Die sehen immer nur sich selbst und den Holocaust. Das ist doch längst vorbei, heute geht es doch um andere. Heute geht es den Juden besser als allen anderen. Die werden überall bevorzugt, genauso wie die Schwarzen. Nur wir, die Kinder der Nazis, bleiben unbeachtet und werden übersehen. Wir sind die leibhaftigen Erben der Naziideologie, das Resultat einer Befruchtung durch den Teufel und die gequälten Kreaturen des Faschismus innerhalb der eigenen vier Wände. Ich hab' heute kein Mitleid mehr mit niemandem. All diese Gruppen, die sich an der Uni bilden für Südafrika, für Chile oder für die Juden in der Sowjetunion. Ich scheiss' da drauf. Die suchen sich ihre Opfer so weit weg wie möglich, um ja nie mit ihnen in Kontakt zu kommen. Die demonstrieren wegen ein paar Bäumen und den Raketen, nur weil sie selbst dabei zugrunde gehen könnten. Alles Egoisten oder vorgetäushtes Mitleid, um sich wichtig zu machen. Aber die eigentlich Betroffenen, die Benachteiligten im eigenen Land, die sieht niemand.

Sensibilität und Gefühl ist in diesem Land nicht gefragt. Ich bin kein Siegertyp, und ich werde hier nicht weit kommen. Keiner, ausser meiner neuen Freundin, kennt so etwas wie Hingabe oder Aufopferung. Ich bin ein Krüppel unter lauter Sportlern, die nur von Rekorden reden. Aber die sehen mich nicht einmal, wie ich zwischen ihnen im Rollstuhl sitze. Diese Welt ist nicht die meine.

WERNER, 40

Der Vermittelnde

Ich bin so etwas wie ein Bindeglied zwischen den Schuldigen und den Schuldlosen. Ein Sohn von Schuldigen und ein Vater von Schuldlosen. Meine Aufgabe ist es, den Schuldlosen eine Chance zu geben. Die Schuldigen hatten ihre. Meine Generation ist die des schlechten Gewissens. Vielleicht sind meine Töchter einmal stolz auf mich. Nicht nur, weil ich der Vater, sondern weil ich ein anständiger Mensch war. Vielleicht bin ich sogar ein Vorbild für sie. Was für ein Unterschied wäre das zu meinem Verhältnis zu meinem Vater.

Aber vorerst zur Geschichte. Mein Vater wurde 1902 geboren. Seine Eltern waren Grossbauern im Norden Deutschlands. Sie waren keine Gutsbesitzer, konnten jedoch von der Landwirtschaft sehr gut leben. Der Grossvater fiel im Ersten Weltkrieg, und der eingesetzte Verwalter richtete den Besitz innerhalb kürzester Zeit zugrunde. Meine Grossmutter war damals noch relativ jung. Als sie Vater bekam, war sie erst 16 Jahre alt. Sie zog mit den Kindern nach Hamburg und heiratete ein zweites Mal. Diesmal einen einfachen Arbeiter. Mein Vater, der inzwischen ein junger Mann war, hasste diesen Menschen. Der zweite Mann meiner Grossmutter war Kommunist und Parteifunktionär. Er war schon damals das genaue Gegenteil meines Vaters und auch des ersten Grossvaters. Grossmutter hat einen völlig anderen Menschen zu sich genommen. War der eine ein stolzer Grossbauer, auf Bildern immer hoch zu Ross, der sich sofort zu Beginn des Ersten

Weltkrieges freiwillig zur Armee meldete, so war der andere ein Bücherwurm, immer etwas schlampig und auf einem Pferd gar nicht vorstellbar. Mein Vater, der seinem eigenen Vater sehr ähnlich war, konnte mit diesem Stiefvater überhaupt nichts anfangen.

Während des Krieges sass dann der andere Grossvater drei Jahre als Kommunist im Gefängnis. Hat jedoch überlebt und starb 1975.

Ich verehrte diesen Mann. Er war der wichtigste Mensch in meinem Leben. Und natürlich auch Grossmutter, denn es war kein Zufall, dass sie ihn zum Mann genommen hatte. Nach dem Grossbauern.

Mein Vater zog also aus, als der neue Vater einzog. Er besuchte nur noch die Mutter und erkundigte sich jedesmal, ob der andere auch ja nicht zu Hause sei. Er meldete sich sehr früh zur Wehrmacht. Die Landwirtschaft gab es für ihn nicht mehr, und einen anderen Beruf wollte er nicht erlernen. In den 30er Jahren ging er dann zur SS. Wann das genau war, weiss ich nicht. Dort machte er schnell Karriere, besuchte die SS-Kadettenschule in Braunschweig und wurde Offizier, ohne jemals das Abitur gemacht zu haben.

Die letzten zwei Jahre, bevor der Krieg ausbrach, waren die eigentlich erfolgreichen Jahre meines Vaters. Überall war er mit dabei. Bei der Zerschlagung der SA, bei den Verhaftungswellen und den Ausschreitungen gegen Juden. Trotzdem war er nicht dieses Tier, welches sie vielleicht jetzt in ihm sehen. Als der Krieg begann, operierte er hinter der Front. In den besetzten Gebieten. An der Ostfront. Er kam immer wieder nach Hamburg zurück, jeweils ein paar Tage, besuchte die Mutter und war wieder fort.

Ich weiss heute mit fast hundertprozentiger Sicherheit, dass er damals Mitte 44 nach Auschwitz versetzt wurde. Sozusagen als Beförderung, mit einer besonderen Aufgabe. Er blieb dort genau einen Tag, dann meldete er sich zur Front. Vielleicht

spricht er seit damals nichts mehr. Anfang 45 wurde er verwundet und kam dann zu Kriegsende mit nur einem Bein nach Hause.

Ich bin 1946 geboren. Meine Mutter ist 15 Jahre jünger als mein Vater. Meine Eltern trafen sich gegen Ende des Krieges in einem Lazarett. Ihre Eltern stammen aus einer deutschen Familie aus dem Osten. Nach dem Krieg heirateten sie und lebten all die Jahre in Hamburg.

Mein Vater wurde Beamter, die Mutter blieb zu Hause. Ich blieb das einzige Kind. Dadurch, dass mein Vater sich im letzten Moment noch zur Front meldete, blieb ihm die Verfolgung nach dem Krieg erspart. Er wurde ein ganz normaler Beamter. Das Abitur wurde ihm nachträglich anerkannt, und trotz der Invalidität erreichte er eine ganz schöne Position.

Mein Vater war ein eigenartiger Mensch, der Schweigsamste, der mir jemals begegnet ist. Es muss der Krieg gewesen sein und seine Erlebnisse, bevor er an die Front ging, die ihm die Sprache genommen hatten. Das war seine eigentliche Behinderung. Für das Bein gab es noch Krücken, aber gegen die Stummheit nichts. Er hatte kräftige Arme und war auch sehr beweglich, konnte stundenlange Spaziergänge machen. Aber dieses Schweigen war furchtbar.

Ohne meine Mutter hätte er sich vielleicht umgebracht. Sie ist so eine Verbindung von deutscher Strenge und slawischer Wärme. Gross und breit, immer mit feuchten Händen, die sie in die umgebundene Schürze wischt. Eigentlich hatte sie mit meinem Vater und mir zwei Söhne. Der eine klein mit zwei Beinen, der andere gross mit nur einem. Die Mutter ignorierte das Schweigen des Vaters und redete ununterbrochen. Sie stellte eine Frage und beantwortete sie sogleich. Ich glaube, Vater hatte das sehr gern. Er sass immer ruhig neben ihr, nickte hier und da und hatte dabei ein ganz gelöstes Gesicht. Sonst war er meist angespannt und nervös. Vor allem wenn ich mit ihm sprach.

Ich wuchs in Hamburg auf. Ging dort zur Schule und auch auf die Universität. Der entscheidende Mensch während meiner Kindheit war jedoch der Grossvater. Er war nicht der richtige Vater meines Vaters, ich nannte ihn aber trotzdem Opa. Dieser skurrile alte Mann, immer fröhlich, trotz drei Jahre Gefängnis während der Nazizeit. Er hatte meistens eine Basenmütze auf, auch zu Hause in der Wohnung. Und dazu eine Pfeife, an der er herumkaute, wenn sie nicht brannte. Er war schon ein Hippie und Aussteiger, als die 68er noch gar nicht geboren waren.

Er wohnte vielleicht eine halbe Stunde von uns entfernt. Mit dem Fahrrad nur ein paar Minuten. In einer winzigen Wohnung lebte er mit seiner Frau, der Mutter meines Vaters, im Hinterhof eines alten Hauses. Die Wohnung hatte eine Küche, ein Wohn- und ein Schlafzimmer. Das Wohnzimmer war unglaublich. Überall lagen Bücher und Zeitungen. Jeder Stuhl war voll davon, ebenso der Boden und alle ebenen Flächen, wo man auch nur das kleinste Stück Papier ablegen konnte. Wollte man sich hinsetzen, so kippte Opa den Stuhl leicht nach vorn, so dass alles auf den Boden rutschte, schob den Berg Papier mit dem Fuss zur Seite und bot mir an, mich zu setzen. In der Mitte des Zimmers stand ein grosser Esstisch, auf dem ein dicker Teppich an Stelle einer Tischdecke lag. Rund herum an der Wand waren Regale. Vollgestopft mit Büchern in einer Reihe stehend und darüber noch liegend.

Und dazwischen Opa. Immer am Tisch sitzend. Vor sich einen Stoss Zeitungen und die Mütze auf dem Kopf, die Pfeife im Mund. Die Ellenbogen auf dem Tisch, darum mochte er den Teppich so sehr.

Die Grossmutter sass entweder in der Küche oder in dem einzigen bequemen Stuhl im Wohnzimmer. Ein alter durchgessener Lehnstuhl, der vielleicht einmal grün war. Jetzt war der Stoff abgeschabt und hatte überall Risse, die notdürftig zusammengenäht waren. Grossmutter sass da, rauchte und

strickte. Ich sah sie immer stricken, aber nie einen fertigen Pullover oder ein Paar Socken.

Da beide rauchten, war in der Wohnung eine Luft, das ist unvorstellbar. Wenn ich hereinkam, öffnete ich als erstes die Fenster. Opa schlug dann jedesmal mit der Hand auf den Tisch und sagte: «Ja, ja, der Werner, der will, dass wir ewig leben.»

Diese beiden alten Menschen waren mein Zuhause. Jeden Nachmittag nach der Schule war ich bei ihnen. Schnell zu Mutter zum Mittagessen, denn Grossmutter kochte miserabel, die Schultasche ablegen und mit dem letzten Bissen im Mund ab zu Opa. Während des Vormittags hatte er bereits alle Zeitungen gelesen und einige Artikel herausgerissen, um sie mit mir zu besprechen.

Seine Kommentare zu den wichtigen Ereignissen des Tages hörten sich etwa so an: «Nun sieh dir mal diesen Idioten an, wie der schon blöd dreinschaut. Und hör mal zu, was dieser Idiot wieder für einen Unsinn gequatscht hat.» Dabei hielt er die herausgerissenen Artikel in der einen Hand, schlug mit der anderen auf den Tisch und lachte dabei. Es amüsierte ihn, diese Typen in der Zeitung zu beschimpfen. Er redete mit mir sozusagen von Mann zu Mann. Nie hatte ich das Gefühl, der kleine dumme Junge zu sein. Opa sprach mit mir über wichtige Dinge, und ich war stolz.

Grossmutter brachte dann später einen Teller mit Keksen und zwei Tassen Kaffee. Nie wäre sie auf die Idee gekommen, mir heisse Schokolade anzubieten.

Sicher hat Opa mich politisch beeinflusst. Alles, was Vater hätte erzählen sollen, hörte ich bei Opa. Und natürlich kam das Gespräch sehr oft auf die Nazizeit. Meist mit sehr dramatischen Gesten ohne irgendwelche theoretische Vorträge. Er machte das in seiner typischen Art, zeigte auf eine Person, die in der Zeitung abgebildet war, und sagte: «Schau, Werner. So sieht einer aus, der ein paar tausend Menschen umgebracht

hat. Nein! Nicht mit seinen Händen. Um Gottes Willen! Er ist doch kein Unmensch. Er war ein hoher Beamter und hat Akten unterschrieben und weitergegeben. Die haben dann andere gelesen und, weil sie einfach und klar formuliert waren, auch gleich verstanden. Diese haben denn anderen den Auftrag gegeben, wiederum andere umzubringen. So einfach ging das. Jeder hatte seine Aufgabe.»

Oft erzählte er aus dem Gefängnisleben. Von den Folterungen, den täglichen Erschiessungen. Er war in drei Jahren mit 37 Häftlingen zusammen. Davon wurden 24 hingerichtet.

Je älter ich wurde, desto mehr Fragen stellte ich. Ich sass nicht mehr nur ruhig da und hörte zu. Und natürlich kam irgendwann einmal die Sprache auf meinen Vater. Ich wusste, dass die beiden nichts miteinander zu tun haben wollten. Vater besuchte Grossmutter immer nur, wenn Opa nicht da war. Aber das ging mehr von meinem Vater aus, von Opa habe ich nie ein kritisches Wort über Vater gehört. Im Gegenteil. Über Vater sagte er meistens: «Dein Vater ist einer der wenigen, die noch während der Zeit erkannt haben, dass sie sich Verbrechern angeschlossen haben. Das ehrt ihn. Aber es hat ihn völlig zerstört. Heute ist er ein gebrochener Mensch.»

Alles, was ich über meinen Vater heute weiss, erfuhr ich von Opa. Die Begeisterung von Anfang an, der Fanatismus, mit der er sich den Nazis anschloss, und der Hass und die Verachtung, die er Opa gegenüber empfand.

Als ich 14 war, kam es zu der entscheidenden Szene in meinem Leben. Wieder sass ich bei Opa im Zimmer, und wir gingen die Tageszeitungen durch. Wieder hiess es, der sei ein Idiot, der ein Verbrecher und der so blöd, dass er schon wieder gefährlich wäre.

Die üblichen Beschreibungen von Politikern. Auch diesmal kamen wir auf Vater zu sprechen. Opa versuchte, mir die Rolle der SS zu erklären, als Grossmutter hereinkam und uns den Kaffee brachte. Sie stellte die Tassen auf den Tisch, ver-

schüttete ein wenig mit ihrer zittrigen Hand, und auch ein paar Kekse rutschten vom Teller. Doch diesmal ging sie nicht zu ihrem Lehnstuhl, sie blieb stehen und wartete. Opa sagte nichts, löffelte in seinem Kaffee.

«Erzähl doch weiter», forderte ihn Grossmutter auf. Opa blieb stumm. «Ewig kannst du ihm die Wahrheit auch nicht vorenthalten», fuhr Grossmutter fort. Opa stopfte ein paar Kekse auf einmal in den Mund und nahm einen grossen Schluck Kaffee dazu.

«Wenn du es nicht erzählst, werde ich es tun», sagte Grossmutter, immer noch neben Opa stehend. Opa ass seine Kekse weiter.

«Dein Vater war es», sagte Grossmutter. «Er hat Opa verraten. Deshalb sass er drei Jahre im Gefängnis.»

Nichts verstand ich. Wusste nicht, wer wen warum verraten hätte können und warum Opa deshalb ins Gefängnis musste. Mit meinen 14 Jahren verstand ich von der NS-Zeit sicherlich mehr als die meisten anderen in meinem Alter. Aber was sollte dies nun bedeuten?

Es wurde ein langer Nachmittag. Und es war sehr spät, bis ich nach Hause kam. Opa erzählte, dass er während des Krieges in einem Rüstungsbetrieb arbeitete. Dort hatte sich eine Widerstandsgruppe gebildet aus Kommunisten, Sozialisten und auch einigen Katholiken. Teilweise blockierten sie die Produktion durch Sabotageakte, aber eine besonders wichtige Arbeit war die Weitergabe von Informationen, was den Abtransport der Waffen betraf. Über geheime Kanäle gelangten diese Berichte an die Alliierten. Opa beschrieb seine Funktion in dieser Gruppe als ‚kleines Würstchen‘ – wie er immer sagte. Er verteilte heimlich Flugzettel, schrieb während der Nacht Parolen gegen die Nazis an die Wände und brachte manchmal irgend jemandem einen Brief, dessen Inhalt er nie kannte.

Einmal versteckte er einen Genossen, der von der SS gesucht

wurde. Aber die ganz grossen Sachen, meinte Opa, erfuhr er immer erst, wenn sie schon vorbei waren.

Einmal kam mein Vater von der Front auf Heimaturlaub zurück. Er besuchte Mutter, als Opa nicht da war, und durch einen Zufall entdeckte er ein Flugblatt, welches gegen die Nazis polemisierte. Opa war immer schon schlampig und liess überall alles liegen. Es grenzt schon an ein Wunder, dass er als Widerstandskämpfer nicht schon früher wegen eines Fehlers, der ihn verraten hätte, verhaftet worden war. Auf jeden Fall sagte mein Vater damals in der Wohnung kein Wort, aber schon am nächsten Tag wurde Opa verhaftet. Viel später, nach dem Krieg, gestand mein Vater seiner Mutter, dass er es damals war, der Opa angezeigt hatte.

Opa war ganz ruhig, als er mir das alles erzählte. Es war kein Hass in seinen Worten, kein Vorwurf, keine Bitterkeit. Grossmutter regte sich viel mehr auf. Unterbrach Opa immer wieder und rief: «Der eigene Sohn, das muss man sich einmal vorstellen.» Dann gerieten die beiden fast aneinander. Das war das erste Mal, dass ich sie streiten sah. Aber Opa hatte nur entschuldigende Worte für meinen Vater. Er versuchte zu erklären, welche Zeit das damals war und in welcher Situation sich mein Vater befand. Er liess nichts über ihn kommen.

Ich war damals völlig fertig und sagte überhaupt nichts. Irgendwie verstand ich nicht, um was es da ging. Da zeigt der eine den anderen an, und alle sind in einer Familie. An dem Tag hatte ich Schwierigkeiten, Opa in die Augen zu sehen. Als fühlte ich mich mitschuldig für das, was mein Vater getan hatte. Als würde ich stellvertretend für meinen Vater hier sitzen, voller Scham und schlechtem Gewissen. Ich wollte damals nur nach Hause zu meinen Eltern und meinem Vater ins Gesicht schreien: Wie konntest du mir das antun! Ja, mir. Der ich nun nicht mehr frei und unbelastet bei Opa sein konnte.

Es war dies das erste Mal, dass die Geschichte meines Vaters mehr als nur Geschichte war. Ich sah plötzlich die Mög-

lichkeit, dass die Taten meines Vaters auch mich begleiten könnten. Obwohl ich damals noch gar nicht auf der Welt war. Aber das Sich-schuldig-Fühlen für etwas, was man nicht selbst tat, aber auch nicht irgend jemand, sondern der eigene Vater. Diese furchtbare Last traf mich unvorbereitet und überraschend.

Viel später erst lernte ich auch noch etwas anderes aus dieser Situation. Natürlich wusste ich auch vorher, was während der Nazizeit passierte und dass Denunziationen sogar innerhalb von Familien immer wieder vorkamen. Aber bis zu diesem Zeitpunkt war alles immer Erzähltes und war irgendwo bei irgendwem geschehen. Erst das Einbeziehen von Opa und meinem Vater machte dies alles so persönlich. Dann gab es keinen Ausweg mehr. Keine Flucht in die Beschreibungen jeweils anderer. Kein Kopfschütteln über die Barbarei von Fremden. Der eigene Vater war derjenige plötzlich.

Heute noch in meinem Unterricht erzähle ich diese Episode oft. Als Beispiel, wie sehr ein persönliches Schicksal von Menschen, die einem sehr nahestehen, theoretische Erklärungen zu Realität werden lassen können. Der Alltag des Faschismus wurde mir auch damit bewusst. Die Grausamkeit und auch Banalität des kleinen Lebens mit Nazis und Kommunisten in einer Familie.

Was war das bloss für eine Familie? Der Vater verpfeift den Stiefvater, den Ehemann der eigenen Mutter, und weiss genau, dass dies den Tod für ihn bedeuten kann. Ist so ein fanatischer Nazi, dass er die eigene Familie denunziert. Wird dann als Offizier in ein KZ geschickt, vielleicht sogar als Belohnung für den Verrat. Meldet sich einen Tag später an die Front, wo er ein Bein verliert und nur durch Zufall und Glück überlebt.

Es hat auch einige Zeit gedauert, bis ich meinen Vater darauf ansprach. Er sah mich an mit seinen müden Augen, stand auf und ging aus dem Zimmer. Ich hab das Thema auch nie wie-

der angesprochen. Mein Vater war nicht imstande, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Eine sprachlose Figur. Ein paar Sätze über das Wetter, übers Essen, aber wenn das Gespräch auch nur in die Nähe von Politik oder gar NS-Zeit geriet, hörte er auf zu sprechen. Auch meine Mutter, die ja sonst sehr gerne und viel redete. Da gab es eine Mauer, die ich nicht durchbrechen konnte und auch nicht wollte. Irgendwann verstand ich, dass ich da nicht durchkam. Beide hatten anscheinend einen Bund geschlossen, über bestimmte Dinge einfach nicht zu reden. Und selbst wenn ich meine Mutter darauf ansprach, wenn mein Vater nicht zu Hause war, sagte sie bloss: «Es hat keinen Sinn, Werner. Lass uns in Ruhe damit. Und wenn du versuchst, ihn zu zwingen, wird er noch weniger reden.»

So liess ich's. Ging weiter zur Schule, machte das Abitur und begann Soziologie und politische Wissenschaften zu studieren. Durch Opa war ich natürlich vorgebildet, und so war die Zeit der 68er keine Überraschung für mich. Ich schloss mich den Trotzkiten an, nahm an jeder Demo teil, verteilte Flugblätter, schrieb politische Aufsätze für Magazine, die niemand las, und wollte vor allem den historischen Schulterchluss zwischen Arbeitern und revolutionären Studenten herbeiführen. Leider hatten die Unterdrückten, die wir befreien wollten, nichts dafür übrig und verprügelten uns vor den Fabrikhallen.

Ich wohnte immer noch bei den Eltern, die mich nie kritisiereten, und ging immer noch sooft wie möglich zu Opa. Der war nicht so begeistert von meinem Engagement und meinte immer, ich solle erst mal das Studium fertigmachen und dann erst die Revolution. Umgekehrt sei nicht so gut.

Opa wurde alt und krank. Er konnte kaum noch lesen und wartete täglich auf mich, dass ich ihm die Zeitung vorlese. Nur seine Kommentare, die gab er immer noch dazu.

1975 starb Opa. Er war fast neunzig. Ein paar Monate später

starb Grossmutter, sie war weit über neunzig. Und 1976 starb mein Vater. Innerhalb eines Jahres verschwand die ganze Verwandtschaft. Nur meine Mutter lebt noch.

Ich machte mein Studium fertig, heiratete Ulrike und bekam eine Stelle auf der Universität. Heute lebe ich in Frankfurt, habe zwei Töchter und unterrichte an der Uni.

Meine ganze Energie stecke in in die Lehre. Faschismusseminare, Vorlesungen über den Widerstand, Informationsfahrten zu Konzentrationslagern usw. Alles versuche ich. Und auch der Rechtsruck in den letzten Jahren kann mir mein Engagement nicht nehmen. Wir spüren es auf der Universität heute, dass ein anderer Wind weht. Niemand behindert uns, und keiner mischt sich in die Lehrplangestaltung ein. Aber wenn es um die Unterstützung für Forschungsaufträge geht, sieht man eindeutig, was man als unterstützungswürdig oder -unwürdig ansieht. Was mich am meisten schmerzt, ist die Gleichschaltung von Nazis und Kommunisten. Vor allem in Diskussionen mit Studenten kann ich sehen, wie diese Ansicht sich durchgesetzt hat. Das geht so weit, dass der ermordete Kommunist mit Recht getötet wurde. Oft genug höre ich das in den Seminaren. Die heute 20jährigen sind sicherlich in ihrer Mehrheit keine Rechten und schon gar keine Neonazis. Aber auch sie stehen dem Widerstand oft skeptisch gegenüber. Widerstand gegen den Staat hat etwas Schmutziges, Unreines und ist von einem anständigen Menschen nicht zu erwarten. Als hätten die Jungen heute Angst davor, dass sie sich einmal vielleicht wehren müssten. Eine Gruppe von Studenten ging einmal so weit, dass sie sich über mich beschwerten. Sie wollten nicht von einem Kommunisten unterrichtet werden, das sei ihnen nicht objektiv genug. Auf die Frage, wieso sie denn glaubten, dass ich Kommunist sei, antworteten sie, dass ich immer wieder die Rolle der Kommunisten im Widerstand gegen die Nazis hervorheben würde. Diese geschichtliche Tatsache war ihnen schon zuviel. Da nützte es

auch nichts, dass wir im Seminar über die hingerichteten Widerstandskämpfer sprachen, nämlich jene, die in den 50er Jahren von den Stalinisten ermordet wurden.

Aber es gibt auch die anderen. Die, die alles wissen wollen. Noch nach dem Unterricht zu mir kommen, sich nach Büchern erkundigen und immer wieder betonen, dass sich diese Zeit niemals wiederholen dürfe. Die machen mir dann Mut. Die erinnern mich an meine Rolle als Bindeglied. Ich hatte auch das Privileg, mit Überlebenden aufzuwachsen. Und dieses Privileg verpflichtet mich, alles, was ich weiss, weiterzugeben.

Rückblickend bin natürlich auch ich ein Kind eines SS-Offiziers. Stamme aus einer Familie, die direkt an dem grössten Verbrechen der Menschheit beteiligt war. Der Austritt meines Vaters aus der SS und die freiwillige Meldung zur Front war sehr spät und entschuldigt für mich nicht alles, was vorher geschah. Vor allem der Verrat des eigenen Familienmitgliedes macht mir heute noch zu schaffen, wenn ich an ihn denke.

Aber die verschiedenen Schicksale in meiner Familie sind auch typisch für das Deutschland des 20. Jahrhunderts. Der Grossvater fällt im Ersten Weltkrieg, der zweite wird Kommunist, der Vater macht Karriere bei der SS und denunziert den eigenen Stiefvater. Der Sohn sieht in dem Kommunisten sein eigentliches Vorbild und wird überzeugter Linker. Diese Sprünge sind doch unwahrscheinlich.

Dann noch die Frauen. Meine Grossmutter, die zwei völlig verschiedene Leben führte. Vom Grossbauern im 20-Zimmer-Haus mit Angestellten, Köchinnen und Kinderfrauen zum linken Arbeiter in der Drei-Zimmer-Wohnung. Und Mutter, die mit einer unvorstellbaren Güte mit meinem verzweifelten Vater lebte.

Opa, der übrigens nie ein Stalinist war und auf die Ostblockbosse genauso schimpfte, blieb jedoch mein Vorbild und

meine positive deutsche Leitfigur. Ich betone das ‚deutsch‘ dabei. Es blieb mir erspart, mich wie viele andere meiner Generation von den Älteren durch Hass ablösen zu müssen. Ich liebte diesen alten Menschen, und er bleibt für mich ein Symbol dafür, dass es dieses ‚andere‘ Deutschland immer gegeben hat.

Der Autor

Peter Sichrovsky, Jg. 1947, dessen Eltern als jüdische Emigranten während des Krieges in England lebten – sein Vater kämpfte als Soldat in der englischen Armee wuchs in Wien auf, studierte Pharmazie, Chemie und Philosophie; Universitätsassistent, sechs Jahre Pharmaindustrie, seit einigen Jahren freier Schriftsteller.

Weitere Titel bei k& w:

Gesunde Geschäfte (als Koautor; 1981)

Bittere Pillen (als Koautor; 1983)

Krankheit auf Rezept (1984)

Wir wissen nicht was morgen wird, wir wissen wohl was gestern war. Junge Juden in Deutschland und Österreich (1985).

PETER SICHROVSKY

WIR WISSEN NICHT WAS MORGEN WIRD,
WIR WISSEN WOHL WAS GESTERN WAR

Wir – Junge Juden in Deutschland und Österreich

KiWi 72

Peter Sichrovsky, geboren 1947, hat dreizehn Gespräche geführt mit Jüdinnen und Juden, die heute in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich leben. Was hat diese Menschen bewogen, in dem Land zu bleiben, in dem ihre Familien verfolgt und vernichtet wurden? Die Protokolle sind erschütternd, sie offenbaren die Zerrissenheit, Sehnsüchte, Heimatlosigkeit und Ängste der Kinder der Überlebenden.

KiWi Paperbackreihe bei Kiepenheuer&Witsch